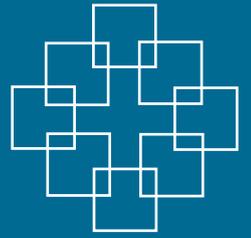


# ELAN

Evangelisch-Lutherische Ansichten und Nachrichten

Zeitung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe

• Herbst 2014 •



• Ausgabe 3 / 2014

## Sterben, Tod und Trauer



Die Erinnerung  
ist das einzige Paradies,  
woraus wir nicht vertrieben  
werden können. (Jean Paul)

## Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wenn Sie dieses Heft in Händen halten werden die Tage dunkler und kürzer sein. Fallende Blätter und abgeerntete Felder führen uns den Naturlauf von Werden und Vergehen vor Augen. Auf Kalenderblättern sind Gedenktage verzeichnet, an denen in den nächsten Wochen öffentlich und im Privaten der verstorbenen Mitmenschen gedacht wird.

In diese für manch einen schwermütige Stimmungslage hinein erreicht Sie die aktuelle Ausgabe des ELAN mit seinem Schwerpunktthema „Sterben, Tod und Trauer“.

Diese Themen haben wir gewählt aus der Überzeugung und Hoffnung heraus, dass unser christlicher Glaube Anhaltspunkt und Kraftquelle in bedrückenden Situationen menschlicher Existenz und Erlebens sein kann, die durch Abschied, Sterben und Trauer belastet sind. Der persönlichen Erfahrung der Endlichkeit des Lebens, der Last des endgültigen Abschiednehmens und der schmerzhaften Trauer stellen wir Beiträge über Berufe, Initiativen und Hoffnungen zur Seite, die Betroffenen durch professionelle Angebote und ehrenamtliches Engagement Beistand geben, Hilfen anbieten und Perspektiven aufzeigen möchten. Allen, die aus eigener Betroffenheit heraus über ihre persönlichen Trauererfahrungen berichten, und auch denjenigen, die Auskunft geben über ihr konkretes Bemühen, Sterbenskranken, ihren Angehörigen und Trauernden Unterstützung und Entlastung anzubieten, sagen wir herzlichen Dank.

In den Beiträgen im Zusammenhang der Diskussion um die Sterbehilfe und um die aktuelle Debatte um eine gesetzliche Neuregelung zur Sterbehilfe wird aus persönlicher Betroffenheit und christlicher Perspektive heraus eingegangen auf die Fragen von Selbstbestimmung und Bedürftigkeit hinsichtlich des Sterbens.

Wir wünschen Ihnen, dass die Lektüre dieses ELAN trotz oder gerade wegen der Ernsthaftigkeit der Themen hilfreiche Anregungen und ermutigende Lichtblicke geben wird.

Ulrich Hinz, Redaktion ELAN



Ulrich Hinz, Karin Droste  
Redaktionsteam ELAN

## „Nobody wants to sing the blues“



Reinhard Koller

So lautet der Titel eines Liedes der amerikanischen Sängerin Louise Rose. Darin wird beschrieben, dass alle das Paradies gern hätten, aber doch auf der Erde leben und bleiben wollen, - alle glücklich sein wollen, aber ohne Verzicht auf Geld, - alle nehmen wollen, aber niemand geben will und niemand letztlich den „Blues“ singen will. Das Wort „Blues“ steht für das Unangenehme, für Einsamkeit, für Leiden, für den Tod. Das Lied thematisiert, dass jeder den Tod am liebsten ausklammern will. Ja, so ist es, niemand möchte gern auf die letzten Dinge des eigenen Lebens schauen, auf das eigene Sterben und den eigenen Tod. Aber es hilft nichts. Dem Tod müssen alle einmal ins Auge sehen. Viele Gospels aus der amerikanischen Sklavenzeit haben Beides, den Blues und die schwungvolle Freude, den Blick auf die Erlösung durch Gott und die Stärkung in einem unfreien und belasteten Leben. (Good News the chariot's coming / Down by the riverside u.a.)

Was aber lässt uns stark und bereit werden im „Singen des Blues“? Was gibt uns Kraft, beim Thema Tod, Sterben und Trauer Ängste zu vermeiden und zu überwinden? Wie können wir der Hilflosigkeit angesichts des Todes begegnen? Es gibt zwei Perspektiven, die zu unterscheiden sind. Einmal ist da irgendwann mein eigener Tod, auf den ich „sehe“ und zum anderen ist da der Tod eines nahen Menschen, auf den ich auch „sehe“. Für beide Perspektiven können wir uns befähigen, fördern, stärken lassen. Wie? In diesem Sommer habe ich für eine

50jährige Krankenschwester den Trauergottesdienst gehalten. Sie hat Ja gesagt zum Sterben und für die letzten Wochen ein Sterbehospiz gewählt, in dem sie und die ganze Familie sich gut begleitet fühlte. Das geschah im Geist der Liebe Jesu Christi. Nobody wants to sing the blues? – Sie konnte es wirklich.

Wo auch immer wir gerade stehen in der Begegnung mit dem Tod, wir tun gut daran, Traurigkeit und Trauerzeit zuzulassen. Der Tod bekommt ein verändertes Gesicht, wenn ich höre und darauf vertraue, dass Gott es ist, der den Menschen erlöst hat im Sterben und in der Auferstehung Jesu Christi. Für manche klingt das wie alte Kamellen und frommes Gerede – aber das gehört zur Substanz des christlichen Glaubens. Und da beginnt unsere Bestimmung mit dem Segen Gottes zusammenzufließen. Diese Botschaft gewinnt an Boden in uns, wenn wir uns ihr gerade in der Traurigkeit der Seele öffnen. Wenn aber der Seele die Trauer innerlich verboten wird, wird der Abschied „seelenlos“ – abgespalten und letztlich auch gefährdend für die Bewältigung des Verlustes.

Dann bleiben wir in der Erstarrung stecken, wenn der „Blues“, die Klage, die Trauer verstummt. Aber die trauernde Seele braucht eine Stimme.

Wie singen Sie den Blues? Wie schauen Sie auf das einmal Unvermeidliche, den eigenen Tod? Gibt es Betrachtungsweisen und ein Nachdenken, das Sie nicht in Panik oder Verdrängung geraten lässt? Das wäre gut und geboten. Wenn ich als Pastor vor einen Sarg trete, stehe ich nicht einfach hilflos da. Ich bete bewusst das Psalmwort „Herr lehre mich bedenken, dass ich sterben muss, auf dass ich klug lebe.“ Vielleicht bedenken wir das immer wieder in den Momenten tiefer Trauer und des Abschiedschmerzes und vielleicht auch in den schönen und freudigen. Angesichts des Todes und der Trauer lernen, klug zu leben. Das finde ich inspirierend. Deshalb möchte ich nicht aufhören mit dem Nachdenken über das „klug leben“.

Ich wünsche Ihnen einen fröhlichen Geist für die Beschäftigung mit den letzten Dingen, einen vertrauensvollen Austausch darüber mit Ihrer Familie und den Gewinn inneren Friedens!

Gott segne Sie auf Ihrem Weg!

Pastor Reinhard Koller, Engern

### Inhalt

- 2 Vorwort
- 3 Nobody wants to sing the blues
- 4 Stationäres Hospiz
- 5 Der Tod ist nicht schwarz, sondern silbern
- 6 Palliativ Care Team Schaumburg
- 7 Gedanken über den eigenen Tod
- 7 Ehrenamt
- 8 Vertrauen auf beiden Seiten notwendig
- 9 Das Leben schützen
- 11 Gegen schärferes Strafrecht bei Sterbehilfe
- 12 Gottes Anwesenheit sichtbar machen
- 13 Loslassen vom Leben leichter machen
- 14 Als Totenfrau von Haus zu Haus
- 16 Das Trauergespräch
- 18 Kindergedenkstätte
- 19 Tod in der Schule
- 20 Trauercafé
- 21 Schneller Einsatz – wie bei der Feuerwehr
- 22 Im Tod sind alle gleich
- 23 Die große Freiheit
- 26 Abschied - Trost
- 27 Förderer in schwindelnder Höhe
- 28 Stufen des Lebens
- 29 Josef Kalkusch
- 30 Und sonst...Termine
- 32 Musiktermine
- 33 Freud und Leid

### ELAN

Zeitung der Ev.-Lutherischen  
Landeskirche Schaumburg-Lippe  
-Landeskirchenamt-  
Herderstr. 27 | 31675 Bückeburg  
Internet: [www.lksl.de](http://www.lksl.de)  
E-Mail: [elan@lksl.de](mailto:elan@lksl.de)

Verantwortlich: Ulrich Hinz  
Layout/Design: Karin Droste  
Einband: Fotos © Karin Droste (kd)

# Ein stationäres Hospiz für Schaumburg

**W**enn die Versorgung unheilbar kranker Menschen zu Hause nicht gewährleistet werden kann, weil notwendige medizinische Maßnahmen eine stationäre Aufnahme des Patienten erforderlich machen oder aber keine Angehörigen in der Lage sind, den Patienten in seiner Wohnung zu betreuen und zu versorgen, stellt die Aufnahme in einem Hospiz für manchen Patienten eine Alternative zur Unterbringung im Krankenhaus oder in anderen Pflegeeinrichtungen dar. Doch Hospizplätze sind nur begrenzt vorhanden. Im Bedarfsfall stellen die stationären Hospize in Lübbecke und in Bad Münde Plätze für

immer weiter an den Rand zu drängen drohte. Dr. Cicely Saunders, die Gründerin des ersten Hospizes in England, betonte immer wieder: „Es macht schutzbedürftige Menschen so verletzlich, dass sie glauben, sie wären eine Last für die anderen. Die Antwort ist eine bessere Betreuung der Sterbenden, um sie zu überzeugen, dass sie immer noch ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft sind.“ Dementsprechend ist das Hauptziel der Hospizbewegung, das Sterben wieder als wichtigen Teil des Lebens ins öffentliche Bewusstsein zu rufen und damit den Sterbenden und ihren Angehörigen ein würdevolles Leben zu ermöglichen.

Hospiz leitet sich vom lateinischen Wort

bestimmt zu gestalten. Die Selbstbestimmung beinhaltet im Rahmen geltender Gesetze auch die Entscheidung über Umfang und Ausmaß der therapeutischen Maßnahmen. Den Patienten soll es ermöglicht werden, in Bezug auf Tagesablauf, Speisewünsche, Interessen und Beziehungen ihren eigenen Lebensrhythmus und ihre Gewohnheiten weitgehend zu erhalten. Außerdem kann das Hospiz mit seiner besonderen Atmosphäre zu einem Raum werden, in dem Patienten und ihre Angehörigen Unerledigtes in Ruhe regeln, Versöhnung geschehen lassen und in Frieden Abschied nehmen können. Das Hospiz dient nicht nur der Betreuung und Begleitung der Patienten, sondern mit gleichem Schwerpunkt der Begleitung der Angehörigen auch über den Tod der Patienten hinaus.

Seit vielen Jahren setzen sich Menschen in der Region Schaumburg für den Bau eines stationären Hospizes im Landkreis Schaumburg ein. Zu diesem Zweck hat sich am 8. Dezember 2005 der Förderverein „Via“ gegründet. Der Verein „Lichtblick“ in Stadthagen verfolgt dasselbe Ziel. Beide Vereine pflegen gute Kontakte und arbeiten auf Vorstandsebene zusammen.

Nach intensiven Planungen und Verhandlungen zeichnet sich ab, dass die Stiftung Krankenhaus Bethel als Träger und der AWO-Gesundheitsdienst Bad Münde als Betreiber für ein zukünftiges stationäres Hospiz zur Verfügung stehen. Die Planungen sehen vor, dass nach dem Umzug des Bückeburger Krankenhauses in das neue Klinikum Schaumburg in Vehlen das dann freiwerdende „Haus Reiche“ am Krankenhaus Bethel in Bückeburg als stationäres Hospiz eingerichtet und genutzt werden soll.

Da für die Unterhaltung eines Hospizes bzw. die Unterbringung von Patienten Pflege- und Krankenversicherung 90 Prozent des Tagessatzes für Bewohner einer solchen Einrichtung übernehmen, müssen die verbleibenden zehn Prozent laut Gesetz durch Spenden und Eigenmittel aufgebracht werden. Zu den Einnahmequellen der Fördervereine zählen Mitgliedsbeiträge, einmalige Spenden sowie Erlöse durch Benefizveranstaltungen. (uh)

*Herzlichen Dank für die Unterstützung durch Frau Edeltraud Müller, Vorsitzende des Vereins „Via“.*



Schaumburger Bürger bereit. Probleme stellen nicht nur die Entfernung zu diesen beiden Einrichtungen sondern auch die begrenzte Anzahl an Plätzen dar, die den Bedarf an stationären Hospizplätzen momentan nicht deckt. Deshalb engagieren sich bereits seit Jahren Vereine, Einrichtungen und Einzelpersonen für die Errichtung eines stationären Hospizes in Schaumburg.

Die moderne Hospizbewegung entstand Ende der 1960er Jahre in England. Sie war die Antwort auf eine Gesellschaft, die das Sterben und die Sterbenden

„hospitium“ ab. Im Mittelalter war das Wort „hospitium“ die Bezeichnung einer „Herberge“ für Pilger und Bedürftige. Die treue und herzliche Gastfreundschaft waren oberstes Prinzip. In diesem Sinne arbeiten auch heute Ehren- und Hauptamtliche, wenn sie Menschen in ihrer letzten Lebensphase in einem Hospiz zur Seite stehen. Durch verlässliche Begleitung, palliative Pflege einschließlich Schmerztherapie soll den Patienten eine Teilnahme am Geschehen der Umgebung ermöglicht werden, um die letzte Phase ihres Lebens bewusst und selbst-

# Der Tod ist nicht schwarz, sondern silbern

**Hospiztagungen zeigen Facetten von „gutem Sterben“ auf Die Frage nach dem, was vor dem Tod kommt – nämlich das Sterben – wird in der Evangelischen Akademie Loccum bereits seit 17 Jahren behandelt. Einzigartig in Deutschland sind diese Hospiztagungen, zu denen sowohl Ärzte als auch Pastoren, Pflegende und Haupt- wie Ehrenamtliche, die in Hospizen und auf Palliativstationen arbeiten, zum Austausch zusammen kommen.**

**D**ie Pionierphase ist vorbei. Vielen Widerständen zum Trotz hat sich die Hospizbewegung seit den 1980er Jahren in Deutschland ausgebreitet, hat es geschafft, Hospize und Palliativeinrichtungen zu gründen, ambulante Hospizdienste zu initiieren und arbeitet nicht mehr nur mit ehrenamtlichen, sondern vermehrt auch mit hauptamtlichen Kräften.

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben gehört schon fast zum guten Ton, der Wunsch nach „gutem Sterben“ ohnehin. Das Bedürfnis nach Austausch derjenigen, die haupt- oder ehrenamtlich das Sterben immer wieder erleben, ist über den vielen Errungenschaften aber nicht kleiner geworden. Das merkt Gabriele Arndt-Sandrock Jahr für Jahr, wenn sie zu den Hospiztagungen in der Loccumer Akademie einlädt. Stets sind die Tagungen schnell ausgebucht, stets sind die Wartelisten lang - und das, obwohl alle 170 Betten der evangelisch-lutherischen Einrichtung an diesen Tagen ausschließlich den Gästen dieser Tagung zur Verfügung stehen. Gemeinsam mit der Hospizbeauftragten der Landeskirche Hannovers, Andrea Peschke, und Dr. Michael Coors vom Zentrum für Gesundheitsethik in Hannover, lädt die Loccumer Akademie stets zu den Tagungen ein.

„Der Ursprung der Tagungen war es, den Hospizgedanken zu verankern und allen, die damit beschäftigt waren zu zeigen, dass sie nicht allein mit ihrem Ansinnen sind“, sagt die Studienleiterin. Das Verankern ist gelungen, die Tagungen dauern an. Und die Fragen sind im Laufe der Jahre nicht weniger geworden. Was sind die neuen Herausforderungen, die sich jenseits der Pionierarbeit ergeben, quasi im „Alltagsgeschäft des guten

Sterbens“? Was, wenn der Sterbende die durch langjährige Erfahrung und Erforschung entwickelten professionellen Hilfen beim Sterben nicht annehmen kann oder will? Und was soll sein, wenn das Sterben trotz aller Bemühungen nicht sanft, schmerzfrei und in Würde von-statten geht? Entwickelt sich so etwas wie eine Norm für „gutes Sterben“? Ist das Individuelle des eigenen Todes planbar? Oder bemisst es sich an Maßstäben, die von der Gesellschaft festgelegt werden?

„Gutes Sterben“, sagt Arndt-Sandrock, „kann viele Gesichter haben.“ Als gutes Sterben hat sie die letzten Monate einer Freundin empfunden, bei der nach der Diagnose Krebs alle medizinischen Möglichkeiten ausgeschöpft waren. „Der Tod ist nicht schwarz, sondern silbern“, gab die Freundin ihr mit auf den Weg, als sie bereits im Hospiz lag. Abschied, gehen und gehen lassen war für Arndt-Sandrock aber auch das Sterben ihres Vaters. „Damals habe ich erfahren, dass auch mit dem vollen Aufgebot der Apparatedizin ein würdevolles Sterben möglich ist“, erzählt sie. So, wie das Pflegepersonal sich um ihren Vater gekümmert habe, als er nach einer Operation im Koma lag, sei seine Würde gewahrt worden. Und so wie seine Familie bei ihm sein konnte, als die Ärzte ihm keine Chance mehr gaben und die Maschinen, die seinen Kreislauf unterstützten, abgestellt wurden, sei es ein Sterben eines Menschen gewesen, der altersschwach aus dem Leben scheidet. Gutes Sterben ohne Hospiz? Auch das ist eine der Fragen, denen sich die Teilnehmer während einer Tagung

bereits gestellt haben.

Die nächste Hospiztagung ist vom 24. bis 26. April 2015 geplant. „Begleitung an der Grenze – Todeswünsche zulassen und zur Sprache bringen“ ist der Arbeitstitel dieser Tagung. Todeswünsche und Suizidgedanken, sagt Arndt-Sandrock, seien bisher in der Hospizarbeit nahezu



Foto: (c) bnj

ein Tabuthema gewesen. Mittlerweile – und nicht erst seit der EKD-Vorsitzende Nikolaus Schneider diesem Thema zu neuem Aufwind verholfen habe – sei es aber auch notwendig, sich sehr konkret damit auseinanderzusetzen, ob nicht manchmal auch diese Gedanken und Wünsche ihre Berechtigung haben. Trotz aller Errungenschaften auf dem Weg zum guten Sterben dank der Hospizarbeit.

Wer die Hospiztagung 2015 miterleben möchte, findet Informationen ab November dieses Jahres im Internet unter [www.loccum.de](http://www.loccum.de). (bnj)

# Das Palliativ-Care-Team (PCT) Schaumburg

Nach der Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist Palliativmedizin die „ganzheitliche Behandlung von Patienten, die an einer fortschreitenden Erkrankung mit einer begrenzten Lebenserwartung leiden“. „pallium“ stammt aus dem Lateinischen und bedeutet „der Mantel“. Wie ein schützender Mantel legt sich die Palliativmedizin um unheilbar kranke Menschen. Durch diesen Mantel werden belastende Symptome wie Schmerzen, Atemnot, psychische oder seelische Belastungen gelindert. Jeder Mensch hat ein Anrecht darauf, bis zu seinem letzten Atemzug ein würdiges Leben zu führen – dies ist der Leitgedanke der Palliativmedizin.

diesem gesetzlich geregelten Anspruch auf ambulante spezialisierte Palliativversorgung verbunden war zugleich der Auftrag in ganz Deutschland Palliativ-Care-Teams zu gründen. Zu diesem Zweck nahm am 1. November 2012 das „Palliative-Care-Team Schaumburg“ (PCT) seine Arbeit auf. Ein Jahr darauf wurde der PCT-Stützpunkt von Lindhorst nach Bückeberg (Lange Straße 21, 31675 Bückeberg) verlegt. Von dort aus werden die Versorgung der Patienten, die Unterstützung ihrer pflegenden Angehörigen sowie das Zusammenwirken aller im Netzwerk Aktiven koordiniert. Zum engmaschigen Netz der Fachleute gehören Palliativ-Fachkräfte sowie Palliativ-Ärzte mit einer speziellen Zusatzausbildung. Darüberhinaus stellt ein flächendeckendes Netzwerk die enge Zusammenarbeit der Mitarbeiter

des PCT mit Hausärzten, ambulanten Pflegediensten, dem Palliativstützpunkt Schaumburg, örtlichen Hospizgruppen, Sanitätshäusern, Apotheken und anderen Akteuren sicher.

Das PCT Schaumburg versteht sich nicht als Konkurrent zu Pflegediensten und Medizineren in der Region. Vielmehr wird Wert gelegt auf eine sachgerechte und

sinnvolle Zusammenarbeit. Das Palliativ-Care-Team bringt für die anspruchsvolle und intensive Betreuung und Versorgung schwer- und sterbenskranker Patienten seine besonderen Qualifikationen und Erfahrungen mit ein und ermöglicht durch eine 24-Stunden-Rufbereitschaft an 365 Tagen im Jahr die Versorgung der Patienten in ihrem häuslichen Umfeld. Schmerzen oder schwierig zu behandelnde Wunden z.B. bei Krebspatienten erfordern spezielle Kenntnisse und Behandlungsmöglichkeiten, mit denen die Mitarbeiter von PCT-Schaumburg den behandelnden Hausärzten und Pflegediensten im Bedarfsfall unterstützend zur Seite stehen. So kann verhindert werden, dass ein Patient auf Grund einer Verschlechterung seines Zustands entgegen seinem Wunsch in eine Klinik eingeliefert werden muss.

Die Spezialisierte Ambulante Palliativversorgung durch das PCT Schaumburg können Menschen in Anspruch nehmen, die an einer nicht heilbaren und soweit fortgeschrittenen Erkrankung leiden, dass dadurch ihre Lebenserwartung begrenzt ist. Eine weitere Voraussetzung ist gegeben, wenn der Patient aufgrund bestimmter Krankheitssymptome (Schmerzen, Übelkeit, Erbrechen, Juckreiz, ausgeprägte Tumorzellen usw.) eine besonders aufwendige Versorgung und Behandlung durch Palliativ-Fachkräfte und Palliativ-Ärzte benötigt. Das Angebot von PCT beinhaltet die Koordination der Versorgung der Patienten, palliativmedizinische Maßnahmen durch fachlich weitergebildete Ärzte, spezialisierte palliativpflegerische Leistungen durch ausgebildete Palliativ-Fachkräfte sowie vorbeugendes Krisenmanagement und Bedarfsinterventionen.

Die meisten Patienten mit einer nicht mehr heilbaren Erkrankung wünschen sich so viel Zeit wie möglich zu Hause in ihrer gewohnten und vertrauten Umgebung zu verbringen. Zu diesem Wunsch des Erkrankten und der Bereitschaft Angehöriger, dies durch ihre Unterstützung zu ermöglichen, mischen sich oft Unsicherheit und Angst davor, der Pflege und der schwierigen Gesamtsituation nicht gewachsen zu sein. In dieser Situation steht das PCT mit palliativ-medizinischer Fachkompetenz und einfühlsamer Beratung verlässlich zur Seite. Insbesondere Schmerzen und andere quälende Symptome können durch die intensive medizinische und pflegerische Versorgung gelindert werden. Die seelisch stark belastende Aufgabe für Angehörige und Freunde, ein Familienmitglied bis zu seinem Lebensende zu begleiten, wird durch kompetenten und einfühlsamen Beistand und Beratung unterstützt. (uh)

**Kontakt:**  
 Palliativ Care-Team Schaumburg UG  
 Lange Straße 21  
 31675 Bückeberg  
 Tel.: 0 57 22 / 890 64 10  
 Fax: 0 57 22 / 890 64 29  
 E-Mail: [info@pct-schaumburg.de](mailto:info@pct-schaumburg.de)  
 Web: [www.pct-schaumburg.de](http://www.pct-schaumburg.de)



Diese intensive und umfassende Versorgung unheilbar kranker Menschen verfolgt das Ziel, ihnen ein höchst mögliches Maß an Lebensqualität zu erhalten und ein Sterben in Würde zu ermöglichen. Dabei spielt in besonderem Maß die Schmerztherapie eine große Rolle. Anfangs wurde die intensive Palliativversorgung nur auf speziellen Palliativstationen in Krankenhäusern sowie in stationären Hospizen angeboten. Ihrem ganzheitlichen Ansatz entsprechend wirken bei der Palliativmedizinischen Versorgung Fachleute verschiedener Berufsgruppen (medizinische, pflegerische, psychosoziale und spirituelle) zusammen.

Seit 2007 gibt es darüberhinaus einen gesetzlichen Anspruch auf die ambulante Palliativversorgung von Patienten, die zu Hause oder in Altenpflegeeinrichtungen versorgt werden wollen. Mit

## Ehrenamt



### „Teamer“

Seit einigen Jahren begleite oder leite ich Konfirmanden- und Jugendfreizeiten aus Pollhagen, genau so wie die jährliche Pfingstwanderung. Angefangen hat das während unserer Projektarbeit in der damaligen Jugendgruppe in Pollhagen, welche unter Leitung von Uwe Herde und Joachim Büge stand. Für eine Konfirmandenfreizeit suchte Uwe noch einen Betreuer, so dass ich ihm meine Unterstützung anbot.

Damals wusste ich nicht, dass das der Startschuss in ein „Ehrenamt“ werden würde. Ich habe meine ersten Erfahrungen als Betreuer gesammelt, aber vor allem hat es so viel Spaß gemacht, dass es nicht das letzte mal sein sollte.

Wir waren von Anfang an ein gutes Team, welches sich in den letzten Jahren immer besser eingespielt hat. Dabei sind wir aber nicht nur zu zweit. Selbiges betrifft auch die Pfingstwanderung oder sonstige Veranstaltungen gemeinsam mit Joachim.

Mir gefällt die gute Zusammenarbeit und der Zusammenhalt, der bei den Leitern und der gesamten Gruppe auf einer Freizeit entsteht, aber auch, dass meine Zuverlässigkeit bei einem Projekt sehr geschätzt wird. Man bekommt die Kraft, welche man in die Arbeit investiert, durch die Freude eines gelungenen Projekts definitiv zurück.

Ein Ende ist für mich so noch lange nicht in Sicht! :)

Jan Wahrenburg

# „ Umfrage: Jeder Zweite macht sich Gedanken über eigenen Tod “

**B**erlin (epd). Jeder zweite Deutsche denkt ab und zu über das eigene Sterben nach. Bei 39 Prozent spielen Sterben und Tod eine große bis sehr große Rolle im persönlichen Umfeld, ergab eine Studie des Deutschen Hospiz- und Palliativverbandes, die am Montag in Berlin vorgestellt wurde. Sterben und Tod seien keine Tabus mehr, sagte die Vorstandsvorsitzende des Verbands, Birgit Weihrauch.

Für die Studie befragte die Forschungsgruppe Wahlen insgesamt 1.044 Erwachsene. Die Mehrheit der Deutschen (58 Prozent) wünscht sich demnach, dass sich die Gesellschaft mehr mit dem Sterben auseinandersetzt.

Zwei Drittel der Befragten wollen zu Hause sterben. Rund jeder Fünfte (18 Prozent) will in einer Einrichtung für schwerstkranke und sterbende Menschen, beispielsweise in einem Hospiz, begleitet werden.

Der Hospiz- und Palliativverband forderte angesichts dieses Ergebnisses eine bessere Finanzierung und gesetzliche Grundlage für die ambulante Betreuung Sterbender. Es müsse sich noch

viel bewegen, um diesem Wunsch der Menschen nachkommen zu können, sagte die Schirmherrin des Verbands, Herta-Däubler-Gmelin (SPD).

Die frühere Bundesjustizministerin kritisierte die Pläne ihrer Nachfolgerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) zum Verbot gewerbsmäßiger Sterbehilfe. Hospiz-Verbände, Ärzte und Kirchenvertreter lehnen einen Passus in der Begründung des Gesetzentwurfes ab, nach dem nicht nur Angehörige, sondern auch andere Vertraute wie Ärzte bei der Hilfe zum Suizid straffrei bleiben sollen. Dies weise in die falsche Richtung, sagte Däubler-Gmelin.

Sie betonte, die Gesellschaft müsse verhindern, dass Menschen sich vereinzelt oder überflüssig fühlen. Es gehe um eine „lebensfreundliche Ausgestaltung des Sterbens“.

90 Prozent aller Befragten und rund drei Viertel der Alleinlebenden gaben in der Studie an, dass sich jemand um sie kümmert, wenn sie krank sind. 72 Prozent gehen davon aus, dass sie jemand betreut, wenn sie pflegebedürftig werden.

(epd ost bas mg)

# Vertrauen auf beiden Seiten notwendig

**D**er Allgemeinmediziner Dr. med. Klaus-Peter Neubauer praktizierte 22 Jahre lang als niedergelassener Arzt in seiner Landarztpraxis in Warber (Bückerburg), bevor er in 2013 in den Ruhestand ging. Über diesen langen Zeitraum entwickelte sich zwischen ihm und seinen Patienten mit deren Angehörigen zum Teil eine sehr vertraute Beziehung. Konsultierte ihn ein Patient anlässlich einer Erkrankung, so blieb es oft nicht nur bei der rein medizinischen Beratung und Versorgung. In vielen Fällen nahm der Doktor aus Leidenschaft über die ärztliche Versorgung hinaus Anteil an dem persönlichen Schicksal seiner Patienten. Vor allem die ärztliche Betreuung von sterbenskranken Patienten und ihrer pflegenden Angehörigen bedeutete für ihn immer eine Herausforderung, die er als häufig belastend aber auch als schön beschreibt. Über dieses spezielle Aufgabenfeld seiner beruflichen Tätigkeit berichtete uns Dr. Klaus Neubauer in einem Gespräch.

„Im Laufe der relativ langen Zeit meines Praktizierens in Warber entwickelte sich eine intensive persönliche Beziehung zu fast allen meiner Patienten. Vertrauen ist dabei immer auf beiden Seiten notwendig gewesen. Um meinen Patienten gerecht werden zu können, war ihrerseits eine vertrauensvolle Offenheit mir gegenüber notwendig. Aber meine Patienten haben im Lauf des Wachsens unseres Arzt-Patienten-Verhältnisses auch manch Privates über mich erfahren. So entstand in vielen Fällen eine persönliche Bindung zwischen uns. Der Patient ist mir immer auch als Mensch und Person wichtig gewesen. Eine würdevolle und individuelle Beratung und Behandlung des Patienten ist dabei in solch einer sehr persönlichen Hausarzt-Patienten-Beziehung selbstverständlich und unumgänglich. Daraus ergibt es sich, dass in problematischen und schwierigen Situationen die indizierten medizinischen Maßnahmen dem Patienten seine Würde erhalten. Da kann man nicht in festgelegten Takten mit dem Blick auf die Uhr arbeiten, sondern muss sich ganz dem jeweiligen Patienten widmen. Wenn dies jedem Patienten zuerkannt wird, macht es nach meiner Erfahrung in der Regel auch

keine Probleme, wenn jemand mal etwas länger warten muss bis er selbst an die Reihe kommt. Ich bin mit dieser Haltung immer gut gefahren.

Eine besondere Herausforderung stellten für mich immer wieder kritische Phasen von Patienten dar, bei denen absehbar wurde, dass sie in die letzte Lebensphase vor ihrem Sterben eingetreten waren. Dies war der Fall, wenn Patienten die Diagnose über eine schwerwiegende, bedrohliche und zum Tode führende Erkrankung eröffnet werden musste. Besonders dann, wenn letzte Hoffnungen auf Heilung verloren gingen, therapeutische Maßnahmen im Hinblick auf Heilung keinen Sinn mehr machten, sondern nur noch als Belastung anzusehen waren und die Einsicht kam, dass dem Erkrankten nur noch Monate oder gar Wochen zum Leben bleiben würden. Dem dann oft folgenden Wunsch der Patienten, dass sie doch gerne zu Hause in ihrer gewohnten und vertrauten Umgebung sterben mochten, versuchte ich im Rahmen einer Möglichkeiten zu entsprechen. Dazu habe ich mich immer bemüht, für den Patienten und seine Angehörigen zu tun, was notwendig und leistbar war. Wo Arzt, Patient und Angehörige sich darauf verständigen, das Notwendige zur Erfüllung dieses letzten Wunsches beizusteuern, da sind Grundvoraussetzungen dafür erfüllt, den letzten Lebensabschnitt eines todkranken Menschen in der ihm vertrauten Umgebung zu begleiten. Das medizinisch notwendige wie der Einsatz von Ernährungssonden, Infusionstherapie, Katheterversorgung und schmerztherapeutischer Behandlung kann bei entsprechender Kenntnis und Erfahrung des behandelnden Arztes auch im häuslichen Umfeld sichergestellt werden. Natürlich hängt es auch von den individuellen Möglichkeiten der Angehörigen ab, ob sie diese kräftezehrende und auch emotional belastende Aufgabe zu Hause annehmen können. Die Bedingungen und Formen des Zusammenlebens im ländlichen Bereich begünstigen dies jedoch. Mir als Arzt forderte es immer auch ab, für die Begleitung und Betreuung von schwer- und sterbenskranken Patienten in ihrem häuslichen Umfeld die Bereitschaft aufzubringen, viel Zeit zu investieren. Wenn einmal das Angebot gemacht wurde, dann muss man es auch in aller Konsequenz einlösen. Ebenso gehört es immer auch dazu, in aller Offen-

heit über die Situation und über mögliche Verläufe der jeweiligen Erkrankungen mit Patienten und ihren Betreuungspersonen zu sprechen. Angehörige müssen eingewiesen und darüber informiert werden, welche unvorhersehbaren Situationen, Anforderungen und Belastungen sich möglicherweise einstellen können. Mit allen Beteiligten in so einer extremen Betreuungssituation muss es eine verlässliche Abstimmung geben. Dazu gehören unter anderem Pflegedienste, Fachärzte, Seelsorger usw. Intensive Kontaktpflege ist da gefragt. Als ich mich dazu entscheiden hatte, auf dem Dorfe eine Landarztpraxis als Allgemeinmediziner zu eröffnen, da war mir klar, dass es dazu gehören würde, meinen Patienten und ihren Angehörigen auch in solchen extrem belastenden und herausfordernden Situationen nach meinen Möglichkeiten beistehen zu müssen. Ich bin auch der Auffassung, dass meine Patienten das von mir erwarten durften. Für mich hat diese Einstellung auch etwas mit kulturellen Werten zu tun. In unserem Kulturkreis sind das eben auch christliche Werte, die den Menschen als einzigartige Persönlichkeit und als soziales Wesen anerkennen. Dazu gehört es, dass der Mensch in seiner Bedürftigkeit und Hilflosigkeit mit der Zuwendung der anderen rechnen darf. Und ebenso sind Nächstenliebe und Verantwortungsbewusstsein unaufgebbare Werte für unsere Gesellschaft. Für mich persönlich stellten in kritischen Lebensphasen meiner Patienten und auch ihrer Angehörigen solche intensiven Beziehungen immer auch persönlich eine Bereicherung dar.

In solchen Phasen sehr intensiver medizinischer Versorgung und persönlicher Begleitung entsteht natürlich auch eine besondere Intimität, die mir selbst die Kraft und die Bereitschaft dazu gegeben haben, das zu leisten. Wenn sich daraus solch ein intensives und vertrautes Verhältnis entwickelt hatte, dann fiel es mir nie schwer, meinen Dienst den Erfordernissen entsprechen zu leisten.

Die Arbeit als Hausarzt brachte mit immer wichtige und wertvolle Erlebnisse, die ich auf keine andere Weise hätte erfahren können. Deshalb auch war die Arbeit als Hausarzt im ländlichen Bereich die erfüllteste Zeit meiner gesamten beruflichen Laufbahn.“ (uh)

# Das Leben schützen – die Debatte um die Sterbehilfe

Von Dr. Karl-Hinrich Manzke



**Wie geht eine Gesellschaft mit Leiden und Hilflosigkeit um? Was bedeuten Menschenwürde und Selbstbestimmung in der letzten Lebensphase – wie kann der Staat beides schützen? Und wie gehen wir damit um, wenn ein Mensch das eigene Leben nicht mehr als lebenswert empfindet?**

**A**uf diese existenziellen Fragen gibt es keine schnellen und einfachen Antworten. Sie erfordern ein vertieftes Nachdenken und ernsthafte Gespräche. Manchmal wird in der Debatte um den Umgang mit Sterbenden das Prinzip der absoluten Selbstbestimmung des Menschen – „mein Tod gehört mir“ – überreizt. Das Ziel in der öffentlichen Debatte muss vielmehr sein, menschliche Selbstbestimmung, auch über den letzten Schritt zum Freitod, und unbedingten Lebensschutz zusammen zu denken und in einen Ausgleich zu bringen. Es muss ein Weg gefunden werden, um beides angemessen zu berücksichtigen. Das Grundgesetz der Bundesrepub-

lik Deutschland lässt die Würde des Menschen, die im 1. Artikel prominent als Grundlage unserer Verfassung als unbedingt schützenswert genannt wird, inhaltlich undefiniert. Verpflichtet wird nur alle staatliche Gewalt, „sie zu achten und zu schützen“. Auch wenn in der Aufklärung manches Mal die Selbstbestimmung als Grund der Würde der menschlichen Natur gesehen wird, hat auch die Würde der Person doch christlich-jüdische Wurzeln. Danach besagt die Würde des Menschen, dass der Mensch aufgrund seiner bloßen Existenz eine zu schützende Würde hat. Das heißt: nicht nur der selbstbestimmte, sondern auch der leidende und über sein Leben nicht mehr verfügende Mensch hat eine unendliche Würde.

Die Würde des Menschen wird in bedenklicher Weise verkürzt, wenn sie mit Selbstbestimmung gleichgesetzt wird. Wir Menschen sind keine reinen Vernunftwesen. Zu unserem Menschsein gehört unsere Leiblichkeit, gehört Bedürftigkeit und dass wir Fürsorge

brauchen. Daran ist nichts Würdeloses! Im Gegenteil: Der Umsorgende und der Umsorgte halten zusammen die Würde des Menschen hoch. Der Reisende, der unter die Räuber fällt und hilflos ist, hat nicht weniger Würde als der barmherzige, der sich seiner annimmt. Wir können die Würde des Menschen nicht schützen, wenn wir nicht das Leben schützen. Jedes menschliche Leben ist ein kostbares Geschenk, etwas Unwiederbringliches und Einzigartiges, das es zu achten und zu schützen gilt. Deswegen hat die evangelische Kirche gemeinsam mit der katholischen Kirche in vielen Stellungnahmen in den vergangenen Jahren angesichts der Debatte um die angemessene Form der Sterbehilfe immer wieder darauf Wert gelegt, dass Pflege, Palliativversorgung, seelsorgerliche und medizinische und pflegerische Betreuung unbedingt zu verbessern sind, dass es aber eine organisierte Sterbehilfe nicht geben darf. Und zwar nicht nur nach den Überzeugungen des christlichen Glaubens, sondern nach der Auffassung unseres Grundgesetzes.

Nun haben sich die medizinischen Möglichkeiten in den letzten Jahrzehnten so gewaltig entwickelt, dass nicht wenige Menschen Angst haben, in ihrer letzten Lebensphase einer „Apparatemedizin“ ausgeliefert zu sein, die ihr Sterben unnötig verlängert. Gleichzeitig hat sich mit der breiten Entwicklung zu Patientenverfügungen auch das Bewusstsein entwickelt, dass man auf die Form der medizinischen Anwendung Einfluss nehmen kann und mit einem „Letzten Willen“ auch festlegen kann, nicht alle lebensverlängernden Maßnahmen, die medizinisch möglich sind, auch in Anspruch nehmen zu wollen. Man kann seinen letzten Patientenwillen in einer Patientenverfügung niederlegen.

Nun arbeiten die Bundesregierung und das Parlament in Berlin (gegenwärtig) an einer Gesetzgebung, die mit den Fragen von Selbstbestimmung und Bedürftigkeit angesichts des Sterbens zu tun hat. Die Debatte ist auch davon begleitet, dass es z. B. in Belgien und in den Niederlanden Gesetze gibt, die allerdings unter sehr eingeschränkten Bedingungen, erlauben, dass um der Selbstbestimmung von Menschen willen auch eine aktive Sterbebegleitung und Sterbehilfe möglich ist. Wenn lebensverlängernde Maßnahmen nach dem Willen des Patienten eingestellt oder erst gar nicht eingeleitet werden, wird auch bei uns von so genannter „passiver Sterbehilfe“ gesprochen. Wenn Schmerzen gelindert und dabei eine Verkürzung der Lebenszeit in Kauf genommen wird, wird auch von „indirekter Sterbehilfe“ geredet. Beides ist bei uns in Deutschland rechtlich zulässig. Und es ist auch deutlich, dass die Unterscheidung zwischen direkter und indirekter, aktiver und passiver Sterbehilfe nicht gänzlich und scharf möglich ist. Grenzen können fließend werden.

Deutlich ist aber: die Kirchen in Deutschland haben sich sehr deutlich gegen jede Form von organisierter Sterbehilfe ausgesprochen. Meine Auffassung geht dahin, dass wir in Deutschland die gewerbsmäßige, also auf Gewinnerzielung gerichtete, aber auch jede andere Form der organisierten Sterbehilfe nicht ermöglichen sollten. Durch organisierte Sterbehilfe würde die Selbsttötung gleichsam zur Behandlungsvariante werden, die öffentlich beworben werden könnte. Nun kritisieren in der Debatte

manche, es sollten wohl religiöse Wertvorstellungen, wonach nur Gott das Recht hat, über das Ende eines Lebens zu entscheiden, anderen, die nicht religiös sind, aufgedrückt werden. Dazu ist zu sagen: Im Ringen um diese Frage geht es gewiss um die christliche Überzeugung, dass das menschliche Leben ein Geschenk Gottes ist – und dass in Sterbevorgängen aktiv und organisiert nicht eingegriffen werden sollte. Aber die Inhalte dieser Position ergeben sich nach meinem Verständnis auch aus unserem Grundgesetz, das auf den Lebensschutz unmissverständlich abzielt. In Belgien und in den Niederlanden gibt es erste Anzeichen dafür, wie sich die Einstellung von Menschen ändert, wenn einmal das Mittel der aktiven Sterbehilfe, des Tötens, als ein routinemäßig zu Gebote stehender Weg angesehen wird, gewisse Notlagen zu beenden.

Ich bin der festen Überzeugung, die Lebensschutzorientierung unserer Rechtsordnung und die Überzeugung, dass das menschliche Leben, wie bedürftig es auch ist, ein Geschenk Gottes ist, gebieten es, mit Sterbenden und Menschen mit Suizidabsichten andere Wege zu gehen – den Weg nämlich menschlicher Zuwendung und umfassender Hilfe. Nur so kann ein angemessener Weg zwischen unbedingter Selbstbestimmung und dem unbedingten Lebensschutz für das Leben eines Menschen gefunden werden.

Dr. Karl-Hinrich Manzke,  
Landesbischof



## Herr lehre mich bedenken...

### **8 Abende zum Thema „Umgang mit Tod und Sterben“**

*„Herr lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“, betet der Beter des 90. Psalms. Es fällt uns schwer, die Begrenztheit des eigenen Lebens zu bedenken, oder das Sterben anderer Menschen zu erleben. Wir fühlen uns oft hilflos, wenn wir uns vor die Aufgabe gestellt sehen, Menschen im Sterben zu begleiten. In der medizinischen Betreuung sterbenskranker Menschen hat sich in den vergangenen Jahren manches verbessert durch die palliative Medizin.*

*Aber wie gehen wir als Angehörige, Freunde oder Nachbarn mit der Begleitung eines Sterbenden um? Wie kann ich aushalten, dabei zu bleiben? Was kann ich sagen? Was sollte ich tun? Um auf diese Fragen Antworten zu finden, ist es notwendig, auch das eigene Sterben mit zu bedenken.*

*Um beides soll es in einem Kurs gehen, der sich an 8 Abenden mit den Themen Tod und Begleitung im Sterben auseinandersetzt.*

*Leitfaden ist dabei eine biblische Begleitungsgeschichte: Die Geschichte der Emmaus-Jünger.*

*In ihr finden sich die 8 Schritte, die das Seminar gliedern:*

*wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen, aufstehen.*

*Jeder Abend enthält: Information, Gespräch, Übungen, Meditationen.*

*Weitere Information und Anmeldung:*

*H. Ahrens*

*Blumenbruch 3, 31688 Nienstadt,*

*Tel.: 05724-8430*

*E-Mail: LebenswertCoaching@yahoo.de*

# Diakoniechef gegen schärferes Strafrecht bei Sterbehilfe

## Lilie: «Es muss weiterhin Freiräume geben»

**B**erlin (epd). In der Diskussion um die gesetzliche Regelung der Sterbehilfe hat sich Diakoniepräsident Ulrich Lilie gegen ein schärferes Strafrecht ausgesprochen. «Es muss weiterhin Freiräume geben», sagte der Chef der bundesweiten Diakonie dem Evangelischen Pressedienst (epd).

Ärzte, Pflegende und Angehörige müssten ihre persönliche Verantwortung für sich, vor den anderen und vor Gott wahrnehmen. «Das ist ein gutes protestantisches Prinzip», sagte der Theologe. Die Handelnden hätten die konkrete Verantwortung, die staatlichen und kirchlichen Richtlinien in die beste Lösung für die Beteiligten zu übersetzen. «Das Strafrecht kann diese Dilemma-Situation nicht lösen», erklärte Lilie.

Der Spitzenvertreter des evangelischen Sozialverbands sprach sich aber strikt gegen eine Institutionalisierung der Sterbehilfe aus. «Jede organisierte, erst recht jede kommerzialisierte Form von Sterbehilfe ist zu verhindern», sagte Lilie. Diese Grenze dürfe auch bei einer gesetzlichen Neuregelung nicht überschritten werden.

Lilie bekräftigte damit die Position der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), die ebenfalls organisierte Sterbehilfe ablehnt. Diese Haltung hat auch der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider in mehreren Interviews unterstrichen.

Zugleich hatte Schneider angesichts einer Krebserkrankung seiner Ehefrau eingeräumt, sie auch gegen seine Überzeugung zur Sterbehilfe zu begleiten. Nach Auffassung des Diakoniepräsidenten entspricht eine solche Unterscheidung von Amt und Person einer evangelischen Haltung: Als Ratsvorsitzender und Mensch vertrete Schneider ein Prinzip, das er für sinnvoll halte. Als Ehemann und liebender Partner könne

anstehende Pflegereform äußerte Lilie die Erwartung, dass der Gesetzgeber differenzierte Möglichkeiten fördere, um verschiedenen Formen von Demenz gerecht zu werden. Einerseits gebe es Menschen, die mit der Krankheit noch gut in der Gesellschaft zurechtkämen. Andererseits gebe es Fälle schwerster Demenz. «Wir brauchen ein Bündel von sehr unterschiedlichen Handlungsoptionen», sagte der Diakoniechef.



© epd-bild / Andreas Schoelzel

*Diakoniepräsident Ulrich Lilie bei einem Interview mit dem Evangelischen Pressedienst (epd) in seinem Büro in Berlin.*

er aber seine Frau in konkreter Not und auf dem von ihr angestrebten Weg nicht allein lassen. «Das ist eine völlig andere Dimension», sagte Lilie.

Der Chef der bundesweiten Diakonie fordert einen Ausbau der Palliativversorgung für alte und demente Menschen. «Das betrifft Hospize, aber auch die stationären Einrichtungen der Altenhilfe», sagte er. Mit Blick auf die

Der 57-jährige Pfarrer steht seit dem 1. Juli an der Spitze der Diakonie Deutschland. Der Dachverband des evangelischen Sozialwerks vertritt bundesweit 28.000 Einrichtungen mit rund 450.000 Mitarbeitern.

*epd-Gespräch: Thomas Schiller*

# Gottes Anwesenheit sichtbar machen

**Das Wort Gottes steht bei den Lutheranern im Mittelpunkt. Auch zum Lebensende. Dass Menschen dennoch und gerade dann dankbar für sichtbare Zeichen der Anwesenheit Gottes sind, erfährt Krankenhaus-Seelsorgerin Elisabeth Garner-Lischka fast täglich.**

„Jeder Christ kann einen persönlichen Kontakt zu Gott aufbauen.“

reden? Will er mit ihr beten? Oder ihr das Gebet überlassen, weil ihm selbst die Kraft oder auch die Worte fehlen? Will er einen Segen? Ganz unterschiedlich seien die Wünsche derjenigen, die um einen Besuch bitten würden, sagt sie. Bei manchen sitze sie dann als Pastorin am Bett. Andere wollten sie als Seelsorgerin dort sehen. Solche, denen Glaube im Leben

in ihrer Tasche zum Einsatz kommt, ist für sie als evangelische Pastorin kein Problem. Dann zeichnet sie meistens ein Kreuz mit dem Öl auf die Stirn des Patienten. Das mache sie allerdings nur dann, wenn vorher ein intensiver Dialog mit dem Patienten stattgefunden habe. Eine sehr dichte Erfahrung sei die zarte Berührung auf der Stirn für diejenigen,



Foto: (c) kd

**D**as sei die Grundlage des lutherischen Glaubens, sagt Elisabeth Garner-Lischka. Und deshalb seien mit Luther auch viele der sichtbaren Zeichen der Anwesenheit Gottes abgeschafft worden. „Im Laufe der Zeit haben wir aber gemerkt, dass wir Menschen etwas zum Angucken und zum Spüren brauchen“, sagt sie. In ihrer Arbeit in den Krankenhäusern in Bückeburg, Stadthagen und Rinteln wirkt sich das in Kleinigkeiten aus. Kleinigkeiten aber, die manchen Menschen sehr wichtig sind. In ihrer Notfall-Tasche, die sie von Krankenhaus zu Krankenhaus immer in ihrem Auto mit sich führt, sind so etwa auch kleine hölzerne Kreuze, eine Kerze und etwas Salb-Öl enthalten. Komme sie zu einem Patienten ans Bett, dann versuche sie, sich an seinen Wünschen zu orientieren. Will er einfach nur

nicht allzu viel bedeutet habe. Oder auch solche, die anderen Konfessionen angehört. Zuspruch, Hilfe, Trost würden sie haben wollen, wenn sie wüssten oder auch nur ahnten, dass ihr Leben bald zu Ende gehe. Zugute komme ihr, dass sie auch viele Jahre in der Hospizarbeit tätig gewesen sei. Das helfe, auf die Bedürfnisse jedes Einzelnen eingehen zu können und auch für alle, die nicht dem christlichen Glauben angehört, eine Ansprechpartnerin zu sein.

Wenn sie jedoch zweimal im Jahr im Ornat durch die Flure im Bückeburger Krankenhaus gehe und an jeder Tür klopfte, um das Abendmahl anzubieten – immer zum Gründonnerstag und zum Buß- und Betttag – dann würden viele dieses Angebot gerne annehmen. Zu anderen Zeiten hat sie eben ihre Notfall-Tasche dabei und richtet sich nach den individuellen Wünschen der Menschen. Dass dann manchmal auch das Salb-Öl

die sie annehmen wollten, sagt sie. Wer es wünsche, könne diese Salbung auch als Sterberitual erhalten. Häufiger werde aber ein Abendmahl angenommen. Das sei vielen vertrauter, es gebe ihnen das Gefühl, dass Gott sie mit allen ihren Sünden annehme. Und der Aspekt von Krankheit und Sterben stehe mit dem Abendmahl nicht so sehr im Vordergrund.

Auch dafür ist Garner-Lischka mit ihrer Notfall-Tasche gerüstet. Einen Abendmahlskelch hat sie immer dabei. Manchmal genügt es aber auch, nur eine Kerze anzuzünden als Zeichen für die Lebendigkeit Gottes. Oder ein Kreuz zurückzulassen. Kleine hölzerne Kreuze will sie demnächst wieder in Auftrag geben. Leicht sollen sie sein. Sollen in einer Hand gehalten werden können. Das gebe vielen auch auf Dauer Trost. (bnj)

# Loslassen vom Leben leichter machen

„Nein, nein“, wehrt Stephan Uchtmann schon bei der Anfrage nach einem Gespräch für den ELAN ab, „die «letzte Ölung» gibt es so, wie Sie sich das vorstellen, bei den Katholiken nicht mehr.“

Uchtmann ist Pfarrer für die katholischen Gemeinden St. Joseph in Stadthagen, St. Barbara in Lindhorst und Herz Jesu in Sachsenhagen. Welche Hilfe er, beziehungsweise die katholische Kirche, denjenigen, die im Sterben liegen, und ihren Angehörigen anbietet, ist die Frage, mit der wir an ihn herangetreten sind. «Letzte Ölung» als Zuspruch war das Stichwort, das zuvor in einer Redaktionskonferenz des ELAN fiel.

**D**arauf wurde Stephan Uchtmann angesprochen. Er habe zwar ein Kästchen mit drei geweihten Ölen, sagt der Pfarrer, und manchmal verwendete er eines davon auch bei Sterbenden. Die „letzte Ölung“ gebe es aber in diesem Sinne seit Ende der 1960er Jahre schon nicht mehr. Wenn alle Pfarrer des Bistums in der Karwoche beim Bischof in Hildesheim seien, um geweihtes Öl für ein weiteres Jahr in ihre Gemeinden zu holen, dann sei vielmehr eines davon für die Krankensalbung gedacht – mit dem Öl, das als Kreuz auf die Stirn von Kranken gezeichnet werde, und mit Gebeten werde die Stärke Gottes erbeten, die zur Genesung verhelfen solle.

Manchmal würden aber eben auch Sterbende, bei denen keine Hoffnung auf Heilung mehr bestehe, mit diesem Öl gesalbt. In Verbindung mit Gebeten, mit Wortverkündigung und Psalmen könne gerade eine körperliche Erfahrung Menschen am Ende ihres Lebens helfen, das Diesseits leichter loszulassen.

Angehörige riefen ihn an und bäten darum. Uchtmann fährt dann zu den Sterbenden und gestaltet am Bett solch einen Gottesdienst. Wenn irgend möglich versucht er, ein Lied zu singen. Das habe noch andere Schwingungen als nur das Wort, sagt er. Manchmal würden die Sterbenden sogar mitsingen. Dass Sterbende ihn hingegen darum bitten würden, ihnen die Beichte in einem Gespräch unter vier Augen abzunehmen, das, sagt Uchtmann, sei ihm bisher nur

sehr selten passiert. Die meisten seien damit zufrieden, dass sie innerhalb des Gottesdienstes an ihrem Bett in die größere Gnade Gottes aufgenommen und ihre Sünden ihnen vergeben würden. Vor der Beerdigung bietet er den Angehörigen ein Gespräch an – auch, um

Toten- oder auch Auferstehungsmesse – für den Verstorbenen zu bitten. Das wiederum werde in katholischen Gegenden mehr angenommen. Angesichts dreier Gemeinden, die er zu betreuen habe, biete er solch ein Requiem auch eher in einen Gemeinde-Gottesdienst



Foto: (c) bnj

mehr über den Toten zu erfahren. Hier, in seinen Gemeinden, habe sich die Art der Predigt zur Totenfeier verändert.

Während in überwiegend katholischen Gegenden die Predigten nur biblisch ausgerichtet seien, würde in vielen evangelischen Gegenden auch bei katholischen Trauerfeiern biblisch und biografisch gepredigt – über die bloße Aufzählung einiger Lebensdaten hinaus. Und dieser Einfluss der beiden Religionsgemeinschaften aufeinander sei beileibe kein Einzelfall. Auch bei anderen rituellen Handlungen verwischten sich manche Bräuche. Wenn die Trauerfeier selbst sich hier auch kaum von evangelischen Beerdigungen unterscheidet, so gibt es im Nachhinein doch einige Besonderheiten in den katholischen Gemeinden. Wie etwa die Möglichkeit für die Angehörigen, um ein Requiem – also eine

ein, statt es als gesonderte Zeremonie durchzuführen. Das Totengedenken in Messen folge dann den Trauerphasen.

Ungefähr 30 bis 40 Tage nach der Beerdigung könne auf Wunsch der Angehörigen der Name des Verstorbenen in einem Eucharistie-Gebet erwähnt werden. Ein Jahr später sei das nochmals möglich – wenn das „Trauerjahr“ vorüber sei. (bnj)

# Als Totenfrau von Haus zu Haus

**M**it Sterben, Tod und Trauer hat Irmhild Möller-Lindenberg nahezu täglich zu tun und das schon seit Langem. Zunächst als Krankenschwester in der Diakonie, später auch als Totenfrau in Pollhagen und mittlerweile als Bestatterin. Sterbenden, Angehörigen und Hinterbliebenen ist sie eine Ansprechpartnerin.

dürfe sie im Kopf nicht mit nach Hause nehmen. Ein sichtbares Zeichen ist für sie, dass sie niemals privat Schwarz trägt und ihre schwarze Kleidung auch nicht in den privaten Kleiderschrank gehängt wird. „Totenfrauen sind eigentlich fröhliche Menschen“, meint sie. Sonst könnten sie diese Aufgabe gar nicht aushalten. Vor rund 20 Jahren hat Irmhild Möller-Lindenberg damit begonnen, der Totenfrau in Pollhagen zur Hand zu gehen. Durch ihre Arbeit als Diakonie-Krankenschwester hatte

berg, hätten die Angehörigen zuerst bei ihnen angerufen, bevor sie den Tischler mit dem Sarg bestellten. Die Toten waschen und anziehen sei ein wichtiger Teil der Arbeit. Sie dann in den Sarg zu betten und aus dem Haus zu tragen. Manchmal hätten die Angehörigen auch das Bedürfnis, den Sarg selbst zu tragen. Das sei zwar nicht gang und gäbe, aber das Angebot würde sie den Angehörigen oftmals machen. „Einigen Söhnen ist es wichtig, ihre Mutter selbst aus dem Haus zu tragen“, sagt sie. Dass dieses



„So schrecklich der Tod auch ist – wenn ich meine Sache gut gemacht habe, kann ich damit umgehen“, sagt Irmhild Möller-Lindenberg. Viel Einfühlungsvermögen ist notwendig bei dem, was sie tut. Selbst mit ganzem Herzen dabei sein ebenso. Aber ein gewisser Abstand müsse auch sein. Ihre Arbeit, sagt sie,

Möller-Lindenberg bereits einige Erfahrungen mit dem Tod und engagierte sich außerdem in ihrer Kirchengemeinde. So wuchs sie in diese neue Aufgabe hinein. Totenfrau – diese Aufgabe hat in manchen ländlichen Gegenden heute noch große Bedeutung. So auch im Schaumburgischen. Oft, erzählt Möller-Linden-

„aus dem Haus tragen“ dann in Würde geschieht, darauf achtet sie genau. Enge Treppen, schmale Türen, verwinkelte Bauten können das schwierig machen. Da müsse oft genau überlegt werden. Schließlich könne ein Sarg nicht gekippt werden und dürfe auch nirgendwo anecken. Aber wenn manchmal auch

kleinere Kompromisse notwendig seien, so gebe es doch immer Lösungen, die die Würde des Toten achten und die Gefühle der Angehörigen nicht verletzen, meint sie.

In den Dörfern habe das Heraustragen der Toten einen hohen Stellenwert und oft kämen viele Menschen dazu. „Manchmal sind beim Überführen der Leiche auf dem Dorf schon mehr Menschen dabei als bei einer Beerdigung in Stadthagen.“ Es kennen sich doch alle bald ihr Leben lang, haben nebeneinander und miteinander gelebt und so nehmen auch viele Anteil an dem letzten Weg ihrer Nachbarn.

Davor steht allerdings noch die Aufbahrung der Toten. Bis zu 36 Stunden darf sie nach den Vorgaben des Gesetzgebers die Toten im Haus lassen. Diese Zeit bietet sie den Angehörigen immer an. „Es ist selten, dass wir die Toten aus den Dörfern gleich zur Kapelle bringen.“ In dieser Zeit könnten die Angehörigen in Ruhe Abschied nehmen. Verhältnis-

einmal zurück holen zu können, ihn noch einmal in dem Umfeld zu haben, das er sein Heim genannt hat, das hilft vielen Hinterbliebenen.

Vor der Überführung und meistens am offenen Sarg kommt dann noch die Aussegnung – ein Gebet am offenen Sarg, das sie oder auch der Pastor sprechen. Eine weitere Aufgabe der Totenfrauen ist das Einladen zur Beerdigung – was oft auch mit dem Überbringen der Todesnachricht einhergeht. Von Haus zu Haus geht Möller-Lindenberg dazu in dem Straßenzug des Verstorbenen. Sagt, was passiert ist, und wann die Beerdigung sein wird. Das dauert oftmals einen ganzen Tag, denn so ziemlich jeder will mit ihr noch darüber reden. Will etwas über den Toten wissen und außerdem von ihm erzählen. Mit der Nachricht vom Tod kommen viele Erinnerungen hoch. Viel Vertrauen werde ihr dabei entgegen gebracht, sagt Möller-Lindenberg, wenn die Menschen sich an die Toten erinnerten und Episoden aus deren Leben

Gruppen hätten bewirkt, dass schon zu Lebzeiten mehr über den eigenen Tod oder den nahenden Tod eines Angehörigen nachgedacht werde. So gehe sie mittlerweile manchmal zu Sterbenden, die ihre eigene Beerdigung genau regeln wollten. Die ihr sagten, welche Kleidung sie im Sarg tragen wollen. Die den Blumenschmuck selbst auswählten wie auch die Bilder, die gezeigt werden sollen, die ihr Einladungslisten für die Beerdigung in die Hand geben würden. Manches persönliche Gespräch habe sich aus solchen Begegnungen schon entwickelt, mancher lange Kontakt.

Wenn schließlich alles vorbereitet und der Abend vor der Beerdigung kommt, dann denkt Irmhild Möller-Lindenberg zu Hause darüber nach, ob sie auch wirklich alles bedacht hat. Ob sie den Angehörigen alle Hilfe hat zukommen lassen, sie auf alles aufmerksam gemacht hat. Das, sagt sie, gehöre auch dazu. Auch wenn sie ihre Arbeit eigentlich nicht mit nach Hause nehmen wolle. So lange sie



Foto: (c) bnj

mäßig einfach ist die Gestaltung dieser Aufbahrung, wenn der Tote zu Hause gestorben ist. Aber auch bei Todesfällen in Krankenhäusern oder Altenheimen bietet sie die Aufbahrung im ursprünglichen Umfeld an. Obwohl der Sarg dann ins Haus statt heraus getragen werden muss. Die Gewissheit, den Toten noch

erzählen. Viele Traditionen bestehen also noch, die die Menschen bewahrt haben und die wichtig sind in ihrer Beziehung zum Tod. Es habe sich aber auch ein großer Wandel vollzogen, sagt Irmhild Möller-Lindenberg. Das Thema Tod sei längst nicht mehr so tabuisiert wie früher. Die Hospizbewegung und andere

dieses Nachdenken und eine gewisse Unruhe habe, sich frage, ob sie auch wirklich nichts vergessen habe, sei noch keine Routine in ihrem Beruf eingekehrt. Routiniert sein will sie auf keinen Fall, sondern immer mit ganzem Herzen dabei sein und auf jeden Einzelnen eingehen. (bnj)

## Das Trauergespräch – der Beginn eines oft langen Weges

**D**as Trauergespräch hat sich in den fast 40 Jahren meiner Dienstzeit stark verändert: Es ist privater und individueller geworden. Zu Beginn meiner Dienstzeit Mitte der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts, kam es auf unseren Dörfern häufig vor, dass die Verstorbenen (vor allem natürlich die Frauen) alles schon zu Lebzeiten festgelegt hatten. Und so wurden mir beim Trauergespräch häufig Zettel vorgelegt, auf denen die Verstorbene die bei der Trauerfeier zu singenden Lieder und den auszulegenden Bibeltext aufgeschrieben hatte.

Und es waren viele Menschen – häufig auf den Bauernhöfen eben noch die „Großfamilie“ – da, mit denen die nächsten Angehörigen immer wieder über den Verlust, über die eventuelle Krankheit und das Sterben und über den Verstorbenen oder die Verstorbene gesprochen werden konnte.

Große Trauergemeinden zeigten ihr Mitgefühl und ihren Respekt, und auch das tat zu Beginn des Weges durch die Trauer fast immer gut. Und jeder wusste, wie solch eine Trauerfeier ablief und wie man sich zu verhalten hatte.

Heute nun gibt es – auch in unseren Dörfern – diese Großfamilie immer weniger, gibt es das immer weniger, „dass man sich einfach kennt“ mit allen Vor- und Nachteilen, die das mit sich bringt. Und der Pastor kann auch lange nicht mehr so „nah dran“ sein wie damals, als noch 30 % in „meinem Dorf“ in der Landwirtschaft beschäftigt waren und ich ihnen so fast täglich begegnen konnte, weil sie eben im Dorf arbeiteten.

Als ich Ende des letzten Jahres in eine Kleinstadt zog, starb 2 Häuser von meiner Wohnung entfernt ein älterer Herr, mit dem ich mich einige Male unterhalten hatte, und ich habe es einfach nicht mitbekommen und erst Wochen später von einer anderen Nachbarin durch Zufall erfahren. Ein Zeichen für die zunehmende Anonymität in unserer Gesellschaft.

Und deshalb müssen heute Pastorinnen und Pastoren häufig erst eine vertrauensvolle Beziehung zu den Angehörigen aufzubauen versuchen, damit dann im Trauergespräch auch Dinge gesagt werden können, die nicht so angenehm oder vielleicht auch peinlich sind, - die dem oder der Angehörigen aber jetzt auf den Nägeln brennen – und ohne deren Erwähnung der Trauerweg möglicherweise blockiert oder erschwert werden könnte. Und häufig sind da neben der Traurigkeit und dem Abschiedsschmerz auch Gefühle zum Beispiel von Zorn: „Wie kannst Du mich gerade jetzt allein

lassen!“ Zorn über den Verstorbenen, aber auch Zorn über Gott: „Warum musste das geschehen? Wie konnte Gott das zulassen!“ Und das muss der Pastor zulassen können, damit es überhaupt einmal ausgesprochen werden kann! Und so muss er auch Weinen möglich machen, aber das geht nur, wenn die Beziehung vertrauensvoll ist. Der oder die Angehörige muss wissen: Ich kann meine Traurigkeit und meine Schwäche und meine Tränen und meinen Schmerz dem Pastor oder der Pastorin zumuten, er oder sie hält das aus!

*Kein Mensch kann den anderen  
von seinem Leid befreien,  
aber er kann ihm Mut machen,  
das Leid zu tragen.*

*(Selma Lagerlöf)*

*Tränen sind die Salbe der Seele.  
(afrikanisches Sprichwort)*

Oft sind auch Schuldgefühle da: „Da war noch vieles ungeklärt, was wir eigentlich noch hätten besprechen müssen!“

Vor noch nicht sehr langer Zeit stand ich mit einem Witwer am Grab seiner Frau, das mit Blumen übersät war, und er sagte: „Ja, Blumen hat sie so sehr geliebt, und ich habe ihr nur so selten welche geschenkt!“

Oder: „Die ganze Zeit war ich immer bei ihm, aber als ich nur ganz kurz aus dem Zimmer war, da ist er gestorben, und damit werde ich nicht fertig!“

Wichtig ist es, diese Gefühle als Pastorin oder Pastor zu akzeptieren und sie der Witwe oder dem Witwer nicht auszureden, denn schon solche Akzeptanz hat heilende Kraft. Und erst dann kann man vielleicht auch sagen, dass der Verstorbene vielleicht unbewusst

diesen Moment abgepasst hat, weil er dem nächsten Menschen den Schmerz des Abschieds ersparen wollte und allein sterben wollte.

Wichtig ist für die Angehörigen auch, dass die charakteristische und individuelle Persönlichkeit des Verstorbenen in der Trauerfeier noch einmal ihren Ausdruck findet, und da sind die alten und auch die neuen Lieder des kirchlichen Gesangbuches ihrem Gefühl nach oft nicht angemessen.

Und so sangen wir bei der Beerdigung eines abgestürzten Piloten „Flieger, grüß` mir die Sonne“ und Reinhard Meys Klassiker „Über den Wolken“. Oder bei der Beerdigung eines 18-jährigen Gymnasiasten, der Suizid begangen hatte, spielte seine Rock-Band in der Friedhofskapelle, in der er selber gespielt hatte. Auch das muss im Trauergespräch

besprochen und festgelegt werden, und so sind meine Trauergespräche mit den Jahren von der Zeit her immer länger und vom Inhalt her immer aufwändiger geworden. Und die Frage ist: Gibt es eigentlich Maßstäbe, was in einer christlichen Trauerfeier (noch) erlaubt ist und was nicht mehr? Wird die Botschaft von der christlichen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi vielleicht irgendwann von anderem total überdeckt?

Es bleiben Fragen, die weiter bedacht werden müssen und bei denen uns auch keine kirchlichen Gesetze helfen können!

*Wilhelm Thürnau, Wunstorf*



# Kindergedenkstätte – So fing alles an

**A**m 25. September 2005, haben wir in einem Einweihungsgottesdienst in der St. Katharinenkirche Bergkirchen die Kindergedenkstätte eingeweiht und anschließend mitten auf dem Friedhof Bergkirchen die Gedenkstätte ihrer Bestimmung übergeben. Beim Zusammensein sprach der zuständige Superintendent Wilhelm Thürnau aus Großenheidorn von der

kämpfen haben. Sie sprachen uns an, da war der tiefe Wunsch, einen Ort, eine Anlaufstelle, für ihr Anliegen zu bekommen.

Die spontane Rückmeldung auf das Implantieren eines Gedenksteins mit Namen war dann: „Jetzt habe ich Frieden!“ - Oder eine ältere Frau sagte uns: „Jetzt bekomme ich Ruhe, nachdem ich es 40 Jahre alleine mit mir ausgemacht habe!“

In Deutschland kommen auf 1000 Neugeborene 2,4 Totgeburten. Das ist eine hohe Zahl von Betroffenen.

auch immer, hinterlässt seine Spuren im Leben, wenn zeitgleich das Leben weitergeht. Es fragt uns nicht. Trauer benötigt diesen Raum, die Zeit und den Ort. Es ist die Chance des Rituals, das Leben und das Geschehen der Trauer in Verbindung zu bringen.

## Vom Gedenken zur Zuwendung

Es gibt Eltern, die ihr Kind während der Schwangerschaft verlieren, andere müssen es hergeben zur Geburt, oder es stirbt ein Zwilling, ein Säugling ist zu betrauern oder Eltern beweinen ihr Kleinkind. Mit der Gedenkstätte möchten wir nicht nur einen Ort anbieten. In der Liturgie und Seelsorge ist Zuwendung und Trost das Beiboot so eines Gedenkens. In der Zuwendung bekommt das Kind einen Platz in Gottes Schöpfung, im Herzen der Eltern wie ein kurzes Aufleuchten eines Lichtes. Es anzunehmen als „Sternkind“ lässt Trost und Annahme einkehren in wunden und stürmischen Zeiten. Manche Eltern können Frieden schließen. Alles aus Gottes Hand zu nehmen und es wieder zurückzugeben ist nicht einfach, aber darin liegt die Erfahrung, „von guten Mächten – wunderbar geborgen“ (Bonhoeffer). Es kann zum Segen werden, wo sich Menschen von anderen oder von Gott sich einbezogen und nicht zurückgestoßen oder bestraft fühlen.

So schrieb einst Josef von Eichendorf:

*Auf den Tod meines Kindes  
Dass die Glocken, die da schlagen,  
Und im Wald der leise Wind  
Jede Nacht von neuem klagen  
Um mein liebes, süßes Kind.  
Da spür ichs recht im Herzen,  
Dass du, Herr, draußen bist-  
Du weißts, wie mir von Schmerzen  
Das Herz zerrissen ist. ...  
O bitt für mich da droben,  
Dass wir uns wieder sehn!*

Als Literaturtipp empfehle ich die Handreichung der VELKD:

„Gute Hoffnung-jähres Ende“ (1996).

Reinhard Zoske

Kirche, die bei Trost ist, wenn sie durch so eine Gedenkstätte es versteht Menschen zu trösten. Das war sein Grußwort im Kern! – Als Träger und Umsetzer der Idee sind wir bis heute dem Ehepaar Rita und Helmut Budowinsky sehr dankbar. Heute wissen wir die Pflege der Anlage bei Frau Schneider und Frau Grote in sehr guten Händen.

Der Hintergrund war weniger unsere Idee, sondern mehr ein Impuls von jüngeren und älteren Paaren, die am Tod schwer zu tragen haben. Die Betroffenheit liebender Menschen, die überraschend mit der Verarbeitung der Todegeburt, als Beispiel, ihres Kindes zu

Das Lied „Denk ich an Dich“ (von Helga Wiegmann), ist der Ansatz für das Konzept der Zuwendung in einer extremen Lebenssituation. Es möchte der Trauer einen öffentlichen, immer zugänglichen Raum oder Ort ermöglichen. „Ich lebe, auch wenn ich tot bin!“ In Christus ist das denkbar und erfahrbar als unsere christliche Hoffnung. Die Hoffnung trägt Wunderschönes und Bitteres. Wo Hoffnung gelingt kann Schweres und Leidvolles angenommen werden. Wichtig ist, einen Gesprächspartner zu finden.

So ein Gedenkritual zu ermöglichen, gibt Raum; denn die Nachricht vom zu Ende gehenden Leben, zu welchen Zeitpunkt



Fotos: (c) ab

# Tod in der Schule

**Für eine Schulgemeinschaft bedeutet es eine besonders belastende Situation, wenn die plötzliche Nachricht vom Unfalltod einer Schülerin oder gar von der Selbsttötung eines Schülers den Schulalltag zerbricht.**

**G**estern noch war Lena mit ihren Mitschülerinnen zusammen gewesen. Am Morgen verbreitet sich in Windeseile die Nachricht, dass Lena ganz plötzlich verstorben ist. Wer die Schule betritt, merkt sofort die veränderte Stimmung. Im Lehrerzimmer herrscht gedrückte Stimmung.

An Unterricht ist in der Klasse natürlich nicht zu denken. Für alle ist diese Situation schwer auszuhalten. Eigentlich möchte man etwas tun. Man möchte sich und andere vom Schmerz befreien. Aber das geht nicht. In einem solchen Moment müssen Schmerz und Ohnmacht gemeinsam ausgehalten werden.

In der Trauerbegleitung von Kindern und Jugendlichen ist es vor allem wichtig, zu begleiten. Gerade Menschen, die noch nie mit dem Tod direkt konfrontiert waren, sind unsicher und hilflos und das macht Angst. Deshalb ist es so wichtig, dass dann Menschen da sind, damit man sich nicht auch noch allein gelassen fühlt. Es hilft, wenn jemand das Gefühl vermittelt, dass es einen Halt in all dem Gefühlschaos gibt. Vor allem aber brauchen alle Betroffenen Zeit und Raum, in ihrer je eigenen Weise mit der Situation umzugehen. Es gibt keine Regel, wie „man“ zu trauern hat.

An diesem besonderen Morgen bittet die Klassenlehrerin den Beratungslehrer, sie in die 10 a zu begleiten. Sie sprechen vor der Klasse vom Tod von Lena. Wer etwas dazu sagen möchte, kann das tun. Die Lehrer sprechen auch ihre Trauer und ihren Schock an. Es ist nicht schlimm, wenn dabei auch Tränen zu sehen sind.

Die Schülerinnen und Schüler reagieren ganz unterschiedlich.

Einige wollen unbedingt reden, andere schweigen. Eine Schülerin will erst einmal allein sein, andere wollen einfach zusammensitzen. Die Lehrer lassen das zu und sorgen für die räumlichen Möglichkeiten. Später bitten sie die Schulseelsorgerin, einer kleinen Gruppe, die reden möchte, zur Verfügung zu stehen.

Es wird der Wunsch geäußert, einen Ort der Trauer in der Schule einzurichten. Ein geeigneter Platz wird gesucht und die Gestaltung besprochen. Am nächsten Tag wird der Ort eingerichtet.

Ein Bild von Lena ist da, Blumen werden abgelegt. In ein Kondolenzbuch können Mitschülerinnen und Lehrer Worte des Erinnerns und der Trauer eintragen.

Später soll dieses Buch den Eltern übergeben werden. Einige Schüler der Klasse und auch Lehrer regen eine Trauerfeier in der Schule an, da nicht alle, die gern möchten, an der Beerdigung teilnehmen können. Die Schülergruppe und die Schulseelsorgerin besprechen die Feier. Es gibt keine fertigen Vorgaben dafür. Aber die Schüler sind dankbar, dass jemand da ist, der nicht nur hilflos ist und Vorschläge machen kann. Lange wird zum Beispiel darüber gesprochen, ob während der Feier auch gebetet werden soll. Ein intensives Gespräch entwickelt sich, wie unterschiedlich Menschen mit ihrer Trauer umgehen und dass die Unterschiedlichkeit ihr Recht hat. Aber auch die Hilfe des Glaubens in solchen Situationen kommt zur Sprache.

Die Trauerfeier wird von einer großen Zahl der Schulgemeinschaft besucht. Die Beiträge der Schüler sind sehr eindrücklich. Alle haben das Gefühl, dass das wichtig war, um die Trauer einerseits ausdrücken zu können und andererseits auch im Schulleben einen Rahmen zu haben, der dann auch den Weg in den Alltag wieder möglich macht - ohne dass das Gefühl entsteht, man sei darüber hinweggegangen.

*Jan Peter Hoth*



Foto: (c) kd

# Trauercafé - Nicht allein bleiben mit der Trauer



**„Zuhause hört mir ja keiner mehr zu. Meine Tochter sagt: ‚Mama, nun sei doch nicht so traurig. Das hätte der Papa sicher auch nicht gewollt.‘ - Ich weiß ja, dass sie auch um ihren Vater trauert. Aber immer, wenn ich mit ihr mal über den Vater sprechen will, dann geht sie auf Abwehr...“.**

**S**o geht es vielen Trauernden. Nach einigen Wochen der gemeinsamen Trauer bleibt man in der Familie allein mit seinen Gefühlen. Selten sind Gleichgültigkeit oder mangelnde Trauer der Grund für die Sprachlosigkeit. Aber Familien sind sensible Gefüge. Die Gefühle einzelner berühren auch die der anderen. Die einen, traurig, denken: lieber jetzt nicht an den Schmerz rühren, sie hat sich gerade gefangen, und schweigen. Die anderen erleben, dass sie zeitweise wieder frei nach vorn schauen können, und möchten jetzt nicht die Trauer des anderen teilen. Jedenfalls nicht in diesem Moment. Zu anderen Zeiten, wissen sie, kehren auch ihre Gedanken

und Gefühle zum Verstorbenen zurück. Schwer ist es für die, die mehr über ihre Trauer reden möchten. Trauer braucht Ausdruck, Raum und Zeit. Sie braucht Gemeinschaft und offene Ohren. Zuhören ist wichtiger als Reden. Der Schmerz des Trauernden muss nicht kommentiert werden. Schweigen und nahe Sein sind viel besser als gedankenlose Trostworte wie „Die Zeit heilt alle Wunden“. Jetzt ist der Schmerz da, und jetzt braucht er Worte und hörende Ohren, Zeit um Worte zu finden, schützenden Raum, in dem die Tränen fließen dürfen, die Erfahrung, dass mich jetzt, da ich mich so allein und verlassen empfinde, wirklich jemand wahrnimmt.

Auch Freunde sind nicht immer verlässliche Begleiter. Manche wechseln die Straßenseite. Was soll ich sagen? Wie soll ich trösten? Andere möchten einen „auf andere Gedanken bringen“. Ja, es gibt ein Jenseits der Trauer. „Es wird wieder schön, aber anders“ zitiert Angelika Daiker in ihrem gleichnamigen Buch eine Witwe. Aber bis dahin braucht es eben Zeit: das innere Erleben und Abarbeiten an Gemütszuständen, das Zulassen widerstreitender Gefühle gegenüber dem Verstorbenen, das langsame Umgehen mit den Hinterlassenschaften. Trauer braucht Zeit. Ein Rest wird vielleicht immer bleiben. Und sie darf und soll sein, weil sie eine Kraft des Lebens ist, die den Menschen befähigt, mit dem Verlust eines bedeutungsvollen Menschen weiterzuleben und sich selbst, ohne den anderen, neu zu finden.

Im Trauercafé im Gemeindehaus am Kirchweg 2 in Bückeberg findet Trauer bergenden Raum und Zeit in der Gemeinschaft von Betroffenen. Gisela Vogt, ausgebildete Trauerbegleiterin, lädt zweimal monatlich trauernde Frauen und Männer zu einem offenen Gesprächskreis ein. Offen für Teilnehmende, verschwiegen in dem, was dort besprochen wird. Das ist die eine Regel. Die andere Regel lautet: Zuhören. Nicht ins Wort fallen, nicht „gute Rat-Schläge“ geben. Die dritte Regel: Alle sollen zu Wort kommen, aber niemand muss das Wort nehmen. Helfende Rituale begleiten die Treffen. Gisela Vogt berichtet: „An Ritualen neben einfühlsamen Texten nehme ich

gern Steine von groß und angeraut bis hin zu dem kleinen polierten Stein, die Symbol für die Trauer sind, die zu uns gehört; und wir schauen jedes Mal, welcher Stein dran ist. - Ich verteile weiße Bohnen, zwölf Stück, die in die linke Tasche gesteckt werden. Und bei jedem kleinsten positiven Gedanken darf solch eine Bohne in die rechte Tasche gesteckt werden. - Wir legen einen Notizblock hin und notieren unsere unterschiedlichen Emotionen in nur einem Wort. Dann schauen wir, wie oft auch etwas Schönes, Klangvolles, Kraftschöpfendes geschrieben wurde.“

Trauer braucht solch sichtbaren Ausdruck, weil so dem Trauernden klar wird, was mit ihm geschieht. Gerade die schönen Erfahrungen drohen in den grauen Nebeln der Trauer unterzugehen. Umso hilfreicher ist es, wenn dann etwas zur Hand ist, das einem zeigt: ich konnte mich schon wieder freuen.

Eine Teilnehmerin dankte Gisela Vogt mit den Worten: „Du hast uns in vielen Stunden, Tagen und Wochen dein Ohr geschenkt. Du hast uns immer wieder Wege gezeigt, wie wir nicht nur mit traurigen Tränen, nein auch mit lachenden Tränen unsere Trauer bewältigen. Wir haben uns die von dir empfohlenen Ecken in unserer Wohnung gestaltet, um immer wieder Kontakt aufzunehmen und Freude, Zorn und Trauer raus zu lassen. Wir haben uns gegenseitig aufgerichtet und von einander vieles gelernt. Wir haben untereinander Freundschaften geschlossen und treffen uns in der Freizeit. Den polierten Stein und die weißen Bohnen tragen wir bei uns. Wir schreiben unsere täglichen Gefühle auf und sind überrascht, wie oft schon etwas Positives da steht.“ Dafür möchten wir „Danke“ sagen.

*Wieland Kastning*

*(Pastor Wieland Kastning ist ausgebildeter Trauerbegleiter. Von 1995 bis 2007 hat er Angebote für Trauernde am Pfarrhof Bergkirchen gemacht. Zusammen mit Gisela Vogt hat er das Trauercafé in Bückeberg ins Leben gerufen.)*

# Schneller Einsatz – wie bei der Feuerwehr



Notfallseelsorger  
Norbert Kubba

**Der Auslöser für die Einrichtung einer Notfallseelsorge, sagt Norbert Kubba, sei das schwere Zugunglück bei Eschede von 1998 gewesen. Hilfe für Opfer, Angehörige, Feuerwehr und Polizei nach schweren Unglücken sei allerdings eher die Ausnahme bei den Einsätzen der Notfallseelsorger.**

**K**ubba, Gemeindepastor in Lauenhagen, koordiniert die Seelsorge in Notfällen im Landkreis Schaumburg. 25 Pastoren und zwei Laien stehen auf seiner Liste, die er anruft und um schnellen Einsatz bittet, wenn er die Nachricht von der Feuerwehrleitstelle bekommen hat, dass seelsorgerische Hilfe vonnöten sein könnte. Dann geht es darum, schnell zu reagieren, der Feuerwehr ähnlich sofort aufzuspringen und sich auf den Weg zu machen. Zum einen sei der Gemeindepastor nicht immer sofort erreichbar, zum anderen hätten die Notfallseelsorger eine spezielle Ausbildung bekommen – deshalb diese Einrichtung.

20 bis 40 Einsätze pro Jahr kommen so bei Kubba an. Der weitaus überwiegende Teil hängt mit dem so genannten „plötzlichen Tod im häuslichen Bereich“ zusammen – immer dann, wenn ein Mensch plötzlich und vollkommen unerwartet stirbt. Aber auch beim Überbringen von Todesnachrichten an Angehörige werden die Notfallseelsorger gerufen. Mancher Polizist sei froh, nicht alleine an die Tür gehen zu müssen, sagt der Pastor. Wenn Pastor und Polizei gemeinsam vor der Tür stünden, wüssten die Ange-

hörigen üblicherweise schon, dass etwas sehr Schlimmes passiert sei. „Dann muss man Empathie mitbringen“, sagt Kubba und auch einige Regeln befolgen. Keinesfalls dürfe die Nachricht an der Tür überbracht werden, aber auch nicht vermeintlich schonend vermittelt werden.

Eine klare und unmissverständliche Aussage sei wichtig. Das sind auch die Dinge, die er Kollegen und Einsatzkräften

sagt, wenn sie zu Schulungen bei ihm kommen.

Für die ersten Stunden nach dem Unglück bieten die Notfallseelsorger ihre Hilfe an – ob mit Gesprächen, ob beim Besuch an der Unfallstelle oder auch beim Weg zum Bestatter. Häufig, sagt Kubba, sei den Menschen schon dadurch geholfen, dass nur jemand bei ihnen sitze.

Die geschäftstechnische Ausbildung der Seelsorger helfe aber auch oft. Die Welt sei für die Angehörigen schließlich

gerade aus den Fugen geraten – sie aus diesem Status des „Verrückt-Seins“ wieder in die Realität zu holen, sei ungemein wichtig.

Dass jemand sein Hilfsangebot als Notfallseelsorger abgelehnt hat, ist Kubba noch nie passiert. Ganz gleich, ob er nun Menschen gegenübertritt, die regelmäßige Kirchgänger sind, mit der Kirche im Prinzip nichts zu tun haben oder anderen Konfessionen angehören. „Auch bei Muslimen bin ich noch nicht vor die Tür gesetzt worden“, sagt Kubba.

Aber auch wenn Einsatzkräfte Anzeichen von posttraumatischen Störungen zeigen, kommen sie zu ihm, üblicherweise werden sie von ihren Kollegen geschickt. Auch das gehört zu den Einsätzen des Notfallseelsorgers, wenn auch nicht allzu oft. Einfühlsam kann er dann gleich in doppelter Hinsicht sein: zum einen als Pastor mit spezieller Ausbildung und zum anderen als Feuerwehrmann. Sein ehrenamtlicher Einsatz bei der Feuerwehr, mit dem er 1996 begonnen hat, war auch der ursprüngliche Grund dafür, dass er angesprochen wurde, ob er nicht die Notfallseelsorge als Zusatzbereich übernehmen wolle. Die eigenen Erfahrungen von den Einsatzstellen lassen ihn manches noch besser verstehen. (bnj)



Foto: (C) kd

# „Im Tod sind alle gleich“

## Sterben, Tod und Trauer im Judentum

**Sterben, Tod, Trauer – jeder geht mit diesen einschneidenden Erlebnissen auf seine eigene Art und Weise um. Oftmals ist die Herangehensweise auch geprägt vom eigenen Kulturkreis und der Glaubenszugehörigkeit.**

**Wo die Unterschiede im Umgang mit Sterben, Tod und Trauer vom Christentum zum Judentum liegen, wollten wir von der Vorsitzenden der Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover, Ingrid Wettberg, wissen.**



lügen, habe der Holocaust aber keinen direkten Einfluss, sagt Ingrid Wettberg. Uralte Traditionen, das, was in der Thora stehe, und auch Einflüsse aus vielen Kulturen, in denen Juden leben, bestimmen vielmehr Sterben, Tod und Trauer. Eine der wichtigen Aussagen im Judentum sei, dass im Tod alle gleich seien, erzählt Ingrid Wettberg. Das bedeute, dass auch alle, ob arm oder reich, gleich behandelt würden. Eine Haube, ein weites weißes Hemd und – bei Männern - eine ebensolche Hose aus Leinen

Tieren geschützt werden mussten. Den Hinterbliebenen der Toten, den Trauernden werde im Hinblick auf die Beerdigung vieles aus der Gemeinde heraus abgenommen. Die rituelle Waschung machten – je nach Geschlecht des Verstorbenen – sechs Frauen oder sechs Männer. Und in der Zeit vom Tod bis zur Beerdigung, die rund eine Woche dauere, werde die Familie von Gemeindegliedern begleitet, die bei ihr sitzen und sie nicht allein mit ihrer Trauer lassen würden.

Zur Beerdigung schließlich kämen viele Gemeindeglieder. Gebete zu sprechen und Gutes über den Verstorbenen zu sagen, gehöre dazu. Auf dem Weg von dem Raum beim Friedhof bis zu der Grabstelle halte die Gemeinschaft siebenmal an, um den 91. Psalm zu rezitieren – die Unterbrechungen sollen die Mühsal des Weges symbolisieren. Und am Grab wirft jeder Trauergast drei Hände mit Erde auf den Sarg.

Wenige Wochen vor diesem Gespräch ist in der Gemeinde von Ingrid Wettberg der langjährige Kantor gestorben. Die Bestattung liegt hinter der Gemeinde und seitdem hat niemand sein Grab besucht. Auch das ist eine der Traditionen: vier Wochen lang geht niemand zu dem Verstorbenen. Dann jedoch kommt die Gemeinde zum Ende des Trauermonats Schloschim dorthin und eine weitere Zeremonie folgt. „Wir haben gerade alle daran erinnert, dass wir uns in wenigen Tagen auf dem Friedhof treffen“, sagt Ingrid Wettberg. Sie erwartet dort viele Menschen.

Der Grabstein wird erst ein Jahr nach dem Tod gesetzt – dann bleibt er aber für die Ewigkeit. Jüdische Friedhöfe, sagt Ingrid Wettberg, hätten diesen Ewigkeitsanspruch. Nie dürften sie eingeebnet werden, um neu belegt zu werden. Das mache die jüdischen Friedhöfe auch zu einer wichtigen historischen Quelle – als kunstgeschichtliche Zeugnisse zum einen. Und durch die Grabinschriften seien sie zum anderen quasi steinerne Urkunden von historischem Wert.

In manchem gehen Juden und Christen sicherlich unterschiedlich mit Sterben, Tod und Trauer um. In anderem werden aber auch die gemeinsamen Wurzeln deutlich. (bnj)

**D**er Tod ist präsent für jeden, der die Synagoge der Gemeinde in Hannover-Stöcken besucht. Eine große Tafel direkt neben dem Eingang erinnert an den Holocaust. „Wäre mein Kopf ein Brunnen, wären meine Augen Tränenquellen! Dann könnte ich Tag und Nacht weinen über die vielen aus meinem Volk, die erschlagen wurden.“ wird dort Jeremia 8, 23 zitiert.

Auf den Umgang mit den Gemeindegliedern, die heutzutage im Sterben

oder Baumwolle sind die Kleidung aller verstorbenen Juden. Und auch der Sarg zeigt diese Gleichheit im Tod: einfach, ungeschmückt und ohne Blumen – so, wie es später auch die Gräber sind. Eine schlichte Rasenfläche oder etwas Efeu sind das Einzige, was auf den Gräbern wächst. Den Toten wird lediglich bei jedem Besuch ein kleiner Stein mitgebracht, der auf das Grabmal gelegt wird. Heute sei dieser Stein ein Symbol des Gedenkens, sagt Wettberg. Eine der Erklärungen für die Herkunft dieser Tradition sei, dass in heißen Ländern mit sandigen Böden, in denen Juden oft lebten, Gräber mit großen Steinen vor

# Die große Freiheit

EINE GESCHICHTE VON LEBEN UND TOD

**Der Tod kann so friedlich sein – und Sterben so grausam. Ich denke dabei an Jan, an meinen kleinen Bruder. Klein war er mit seinen mehr als 1,90 Metern eigentlich nicht, aber eben jünger als ich. Er hat das erlebt, hat monatelang erlebt, wie schwer es ist zu sterben, wie furchtbar das Leben sein kann und dass irgendwann nur noch der Tod Erlösung bringt. Ich habe ihm dabei geholfen.**

16 Jahre sind seitdem vergangen. Es war August 1991, wundervolles Sommerwetter. Jan und ich hatten eine Wohnung in Hannover. Er fuhr nach Schottland, um Urlaub zu machen, ich nach Spanien. Das Leben war schön. Bis zu dem Morgen, als ich nach durchfahrener Nacht zurückkam. Ein Griff zum Telefon: „Hallo Mama, hallo Papa, ich bin wieder da!“ Am anderen Ende der Leitung nur Schluchzen. „Jan ist im Krankenhaus – Leukämie.“

Das kann doch nicht sein! Hilflosigkeit, Ratlosigkeit, Sprachlosigkeit. Mein erster Besuch im Krankenhaus. „Nein, du darfst mich nicht in den Arm nehmen, die Ärzte lassen das nicht zu.“ Eine Erkältung kann tödlich sein, wenn das Immunsystem durch die Chemotherapie ausgeschaltet werden soll. Trösten konnte nur mit Worten geschehen, weit entfernt über den Tisch hinweg. Dabei waren Berührungen doch so nötig, um Kraft zu geben, um Liebe zu zeigen, um zu sagen, dass man füreinander da ist.

Damals war Jan 23 Jahre alt. Erst Abitur, dann Zivildienst, eine eigene Wohnung, sein Studium hat er gerade aufgenommen. Mit seiner Freundin Tina ist er schon seit Jahren zusammen. Das Leben stand noch am Anfang. Da kann doch so etwas wie Krebs nicht passieren.

Die Monate, die folgten, waren eine Berg- und Talfahrt der guten Prog-

nosen und der schlechten Nachrichten. Leider wurden die Täler immer tiefer, die Berge niedriger.

Die erste Therapie schlägt fehl, die zweite Chemo kommt, immer stärkere Dosen. „70 Prozent“ bescheinigen die Ärzte Jan zu Beginn. So groß ist die Chance, dass er das Krankenhaus als geheilt entlässt, dass er überlebt. Die kalte Quote macht Hoffnung. Doch schnell werden die Zahlen kleiner, werden die Beschwerden größer. Übelkeit, Schmerzen im ganzen Körper, nicht zu lokalisieren, aber immer und überall da.

Dann Strahlentherapie – „Als ob in meinem Kopf etwas verbrennt“, weint er. Den angesengten Geruch bekommt er nicht aus der Nase. Die Ärzte bieten wenig Hilfe an. Zahlen, Spritzen, Untersuchungen, Tabletten. Die junge Frau im Nachbarzimmer, die durch Leukämie blind geworden ist, will wissen, wann sie denn wieder sehen könne. „Seien Sie froh, dass Sie überhaupt noch leben“, hört sie die Antwort.

Dazu die Bettnachbarn. Tag für Tag, rund um die Uhr mit zwei älteren Herren in einem Raum. Alle menschlichen Bedürfnisse werden geteilt, nichts ist intim. Keine Gelegenheit zum Rückzug, keine Chance allein zu sein, mit sich, mit seinen Gedanken, mit der Angst, der Unsicherheit, mit den Fragen nach Leben und Tod.

In diesen Wochen hat es wohl begonnen, dass Jans Zuversicht zu schwinden begann. „Gestern Abend hat sich der Tod zu mir ins

Bett gelegt. Zu mir, in mein Bett, in dem ich Abend für Abend nicht einschlafen kann.“ Das schreibt er in sein Tagebuch, liest es mir vor. Ich bin noch nicht soweit. Tod ist etwas, das ich weit von mir weise. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, lache verlegen, begreife nicht, wie ernst es ihm ist.

Das verstehe ich erst, als seine Überlebenschance auf zehn Prozent schrumpft. „Noch ein Versuch“, heißt es auf der Station. Aber Jan ist müde – des Lebens müde. „Ich will



Foto: (c) bni

nicht an einem Schnupfen sterben“, sagt er. Sagt, dass er nach Hause will, die Therapie abbrechen. Er will uns wieder in den Arm nehmen, will bei uns sein. Und er will nicht mehr leben. „Ein paar Wochen noch“, meint er. Dann sei das erledigt.

So, wie er aussieht, mein großer, mein schöner, mein lieber kleiner Bruder, kann ich mir das gut vorstellen. Nicht mehr schlank, sondern ausgemergelt. Das Gesicht kugelfischgleich angeschwollen vom Cortison. Dunkle Ränder unter den Augen. Gebeugt von der Krankheit. Wir reden auf ihn ein: „Aufgeben

gilt nicht. Bleib bei uns. Für uns.“ Da wird er zornig. „Warum für Euch?“, fragt er, „Für mich sollte ich bleiben.“ Was sollen wir darauf sagen? Wir haben kein Anrecht auf sein Leben. Aber wir wollen ihn behalten. Doch kein Argument greift. Hilflös, ratlos – wieder einmal. Noch heute denke ich darüber nach. Was hätte ihn umstimmen können? Eine Antwort habe ich nicht gefunden.

So verlassen wir das Krankenhaus. Novemberregen prasselt auf die Scheiben. Schwere Tropfen rinnen am Glas herab. Der Herbst ist da. Wir gehen nach Hause.

Dort erleben wir noch einen Frühling. Unseren eigenen Frühling, während der Winter schon nah ist. Keine Chemo-, keine Strahlentherapie. Keine Medikamente, aber Umarmungen geben wir uns jetzt wieder. Was soll's? Und wenn wir ihn anstecken, das macht jetzt gar nichts mehr. Es tut so gut, sich nah zu sein. Wir reden, wir gehen gemeinsam zum Asiaten um die Ecke. Im Kino sehen wir „The Commitments“. Jan ruft der Eisfrau im Kino zu, dass wirklich keiner etwas kaufen will. Der Film soll nur endlich beginnen. Zeit ist kostbar.

Ehrlicher, offener, kompromissloser ist das Dasein. Schließlich geht es nur noch um Leben und Tod. Vom ersten wollen wir so viel genießen, wie noch übrig ist. Das zweite wird dann ganz von allein kommen.

So haben wir gedacht. Falsch gedacht. Den Wochen, in denen wir gelebt haben, wie nie zuvor, folgten Monate, in denen wir litten, wie nie zuvor. Sterben ist nicht einfach. Und es geht auch nicht unbedingt schnell. Das müssen wir lernen. Denn nun macht sich die Krankheit wieder bemerkbar.

Schmerzen, immer mehr Schmerzen hat Jan. Aufstehen kann er bald gar nicht mehr. Immer seltener greift er zu seiner geliebten Gitarre. Essen? Wie soll er essen, wenn ihm ständig übel ist, die Spuckschale, der Eimer immer neben dem Bett bereit stehen?

Also wieder Krankenhaus. Wir können ihn doch nicht verhungern lassen. Das will er auch nicht. Die Ärzte legen ihm einen Port, einen Schlauch, der aus dem Brustkorb ragt. Daran ein Beutel, der täglich einmal mit allen wichtigen Nährstoffen gefüllt wird. Wieder zu Hause lernen wir die komplizierte Prozedur, den Beutel aus vielen kleinen Flaschen und Spritzen zu füllen. Gegen das Verhungern. Gegen die Schmerzen hilft es nicht.

Um die Weihnachtszeit wird es schlimmer. Einen Hausarzt haben wir in Hannover noch nicht, schließlich sind wir vorher nie krank gewesen. Der erste Arzt, zu dem ich gehe, lehnt dankend ab: „Nein, da müssen doch wohl Hausbesuche gemacht werden. Wo wohnen Sie? In der City? Da gibt es doch keine Parkplätze!“

Mit dem nächsten Arzt habe ich mehr Glück. Vertrauen setzt er gegen Vertrauen. Wir wüssten wohl am Besten, wie viel Schmerzmittel notwendig seien. Er ist bereit uns auf unseren Wunsch Morphium in ausreichender Menge zu verschreiben. Ein Segen. Die Nächte zuvor, in denen wir teilweise dreimal den Notarzt riefen, sind uns noch gut in Erinnerung. „Jetzt bin ich fast glücklich“, sagte Jan, als wir ihm die erste Morphium-Spritze setzen und die Schmerzen für eine Weile weniger werden.

Silvester. Wir sind trotzig, laden Freunde ein, feiern ins neue Jahr. Auch Jan will das, obwohl er nur noch im Bett liegen kann. Mitten in dieser Nacht ruft er mich zu sich. Ich solle ihm „etwas besorgen“, mit dem er seinem Leben ein Ende setzen könne. Das habe ich nicht erwartet. So weit sind meine Gedanken nicht gewandert. Er würde sterben, ja. Aber doch nicht durch mich. Ich verspreche es trotzdem.

Noch in dieser Nacht erzähle ich einem Freund davon. „Warum hat er nicht selbst vorgesorgt – noch vor Wochen, als es ihm besser ging?“ Zornig bin ich, wie nie zuvor.

Ich vergesse mein Versprechen nicht, verdränge es aber. Wochen, Monate vergehen. Jan spricht nicht mehr davon. Ich hoffe, dass ich nicht handeln muss.

Dann der Morgen, als ich in sein Zimmer komme und er

mir zeigt, wie er sich büschelweise Haare vom Schädel rupfen kann. Sein schönes, dunkles, langes Haar. Ständige Diskussionen hatte er mit unserer Mutter darüber. „Lass dir die Haare schneiden“ war ein geflügeltes Wort in der Familie. Ich breche in Jubel aus: vielleicht eine Spätwirkung der Therapie, die nun doch anschlägt. Illusion. Vergebliche Hoffnung.

Seine Freundin Tina macht ihm eine Irokesen-Frisur. Ein Streifen Haar zieht sich von der Stirn bis in den Nacken. Humor ist immer noch wichtig. Wir lachen. Es bleibt uns im Halse stecken.

Die Zeit schleicht jetzt und rast zugleich. März. Es geht nicht mehr. Immer mehr Morphium. Dekubitus – durchgelegen, offene Wunden bis auf die Knochen. Jan merkt es nicht. Das zumindest ersparen ihm die Schmerzmittel. Wir aber sehen es. Dann wieder die Frage: „Besorgst du mir etwas?“ Jetzt kann ich nicht mehr Augen und Ohren verschließen. Freunde, Krankenschwestern, Ärzte – keiner weiß Rat oder will Rat geben.

Im Telefonbuch steht eine Adresse: DGHS – Deutsche Gesellschaft für humanes Sterben. Argwöhnisch wird diese Gesellschaft schon damals beäugt. Setzt sie sich doch für selbstbestimmten Tod ein und hat Menschen, die sterben wollten, kleine Kapseln mit Zyankali in die Hand gedrückt. Doch was bleibt mir





anderes übrig? Ich schreibe ihnen, mit blutroter Tinte. Zum Telefonieren fehlt mir der Mut. Schildere, was wir erleben und bitte um Hilfe. Werfe den Brief in den Kasten. Wenige Tage später klingelt das Telefon.

Eine Frau meldet sich. Sie habe meinen Brief bekommen, ein Treffen sei sinnvoll. Ihr Präsident, Hans Henning Atrott, komme in wenigen Tagen nach Hannover. Den solle ich treffen.

Ein Hochhaus in Hannover. Ein Büro, nüchtern, kühl. Die Frau vom Telefon und der Präsident der DGHS sitzen mir gegenüber, hören sich meine Geschichte an. Sie wollen helfen. Wie Jan aus dem Leben scheiden kann, ist die Frage. Die beiden sind erfinderisch, spielen viele Möglichkeiten durch. Giftmischer. Das Wort spukt mir im Kopf herum. Ich müsse Mitglied in dem Verein werden, Jan besser nicht. Das mache es der Polizei schwerer. Er müsse meinen Bruder sehen, sagt Atrott. Müsse sich überzeugen, dass er wirklich sterben wolle und dass keine Rettung möglich sei.

Wieder einige Tage später sitzt Atrott in unserer Küche. Jan hat sich aus dem Bett geschleppt, will auf Augenhöhe mit ihm sein. Wir reden. Schließlich öffnet der Mann von der DGHS seine Aktentasche und nimmt eine Schmuckschatulle heraus. Eine kleine weiße Kapsel liegt darin, gefüllt mit Zyankali. „Genug, um innerhalb von Minuten zu sterben“, sagt Atrott. Seinem Wunsch, beim Sterben dabei zu sein, es möglichst zu Dokumentationszwecken zu filmen, widersprechen wir alle vehement.

Ich bringe den Mann, der uns diese Kapsel geschenkt hat, zum Zug. Zu Hause breche ich zusammen. Jan

ist es, der mich tröstet: „Noch ist es nicht soweit!“ Auf seinem Nachttisch liegt die Kapsel fortan in einer Streichholzschachtel. „Große Freiheit“ steht darauf, an einem Sommerabend auf der Reeperbahn haben wir sie mitgenommen.

8. April 1992 oder, wie Jan es schreiben und wie es auf seinem Grab stehen wird „8. IV 92“. Bald wird die Sonne aufgehen, an einem strahlendblauen Himmel. Zwei Kriminalpolizisten werden von uns wissen wollen, ob Jan Mitglied in der DGHS war. Eine Frau in unserer Straße wird sich aus dem Fenster lehnen und einem Bekannten zurufen: „Heute Morgen haben sie hier eine Leiche raus getragen!“

Tina weckt mich. Sie haben die ganze Nacht geredet. Jan kann nicht mehr. Und er will nicht mehr. Monate zuvor hat er in sein Tagebuch geschrieben: „... werde ich in aller Ruhe der letzten Entscheidung harren können. Jener letzten Entscheidung, die so unverhofft für mich getroffen wurde, die ich aber tröstlicherweise zu einem großen Teil auch selbst treffen kann. Das letzte und vielleicht einzige Stückchen Freiheit, das jedem von uns zu eigen ist.“ Er schluckt die Kapsel, als wir in sein Zimmer kommen. Ich leugne: „Das ist alles nicht wahr.“ Er sagt: „Vielleicht sehen wir uns bald wieder.“ Dann schläft er ein.

Einmal habe ich von Jan geträumt. Eine Sommerwiese, Blüten in allen Farben, Sonne, ein sanft ansteigender Hügel. Er kommt über die Kuppe gelaufen, gesprungen. Gesund und glücklich. „Es ist so schön hier“, ruft er mir zu, „komm doch auch her.“ Kann es dann falsch gewesen sein, ihm dorthin geholfen zu haben?

*Beate Ney-Janßen*

#### Ein Nachwort

2007 ist dieser Text entstanden. Mein Mann lag mit einem Nierenkarzinom im Krankenhaus. Während ich an seinem Bett saß, sind alle Bilder vom Sterben meines kleinen Bruders wieder an die Oberfläche gekommen und ich habe mir geholfen, indem ich sie aufgeschrieben habe.

Kurz darauf begann die erste öffentliche Diskussion über den Schweizer Sterbehilfverein Dignitas. Und plötzlich hatte ich das Gefühl, dass Jans Leiden und Sterben einen Impuls in dieser Diskussion setzen könnte. Was wissen die meisten, die sich einmischen, die für oder gegen Sterbehilfe sind, denn schon davon, wie es jemandem ergeht, für den es keine Rettung mehr gibt und der sich nur noch den Tod herbeisehnt?

Ich bot meine Geschichte über Jan einigen Zeitungen an. Alle haben sie genommen. Und so manche Reaktionen hat es darauf gegeben. Gegner und Befürworter von Sterbehilfe haben sich zu Wort gemeldet. Das Forum, das die „Welt am Sonntag“ eingerichtet hatte, wurde eifrig genutzt. Einladungen zu Fernsehsendungen folgten. Und Einladungen zu Gesprächsrunden, in denen ich meine Geschichte vortragen sollte – von der Pfarrkonferenz bis zur Gymnasialklasse. Erst vor wenigen Wochen habe ich einer solchen Schülergruppe gegenüber gesessen. Manche Geschichten enden nie. Sicher sein konnte und kann ich mir nach jedem Vorlesen, dass die Frage kommt, ob ich heute wieder so handeln würde. Meine Antwort darauf lautet nach wie vor Ja. Nicht leichten Herzens. Nicht leichtfertig. Aber dann, wenn ich das Gefühl habe, dass alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Dass alles andere nur noch längeres Leiden hervorbringt. Und aus Liebe würde ich es wieder tun.

Was ich erreichen möchte ist, dass über Sterbehilfe auch vor solchem Hintergrund nachgedacht wird. Dass es Menschen zugestanden wird, dann gehen zu können, wenn sie sich dazu entschieden haben. Und das, ohne sterbenskrank in die Schweiz fahren zu müssen, um in einem anonymen Hotelzimmer oder einer fremden Wohnung einen Giftcocktail trinken zu müssen. Dass sie den Zeitpunkt und den Ort bestimmen und diejenigen um sich haben können, die ihnen lieb sind.

Damit diese Entscheidung das ist, was mein Bruder Jan geschrieben hat: „Das letzte und vielleicht einzige Stückchen Freiheit, das jedem von uns zu eigen ist.“

*Beate Ney-Janßen*

## „Die Schärfe des Schmerzes hat nachgelassen. Das Vermissen und Sehnen bleibt.“

Vor wenigen Tagen erst hat Caroline Lampe mit ihrer Tochter Mathilde über den Hausaufgaben gegessen. Plötzlich ist Mathilde traurig geworden und fing an über Karlchen zu reden. Karlchen, den Bruder, der sie schon ihr ganzes



Leben begleitet, der immer präsent ist und den sie doch nie kennen gelernt hat. Zwei Jahre bevor Mathilde geboren wurde, starb Karlchen. 2003 ist Karlchen auf dem alten Friedhof im Schatten der Loccumer Klosterkirche

beerdigt worden. Zwei Jahre ist er alt geworden und das grenzte schon fast an ein Wunder. Denn bereits in der Schwangerschaft hat Caroline Lampe erfahren, dass ihr Kind nicht nur das Down Syndrom hat, sondern auch einen schweren Herzfehler – und dass er die Geburt voraussichtlich nicht überleben wird.

Karlchen tat es doch. Er wurde geboren, er lebte und war das ganze Glück seiner Eltern – die jedoch auch wussten, dass dieses Glück nur eines auf Zeit, auf sehr kurze Zeit sein werde. Die geschenkte Zeit mit ihrem Kind haben sie umso intensiver erlebt.

Friedlich ist Karlchen schließlich wieder gegangen. Und wenn die verwaisten Eltern auch gewusst hatten, dass dieser Tag auf sie zukommen würde, so machte es den Schmerz über den Verlust doch nicht geringer. Rituale hätten ihr geholfen, damit leben zu können, sagt Caroline Lampe. An dem kleinen Grab verabschiedete sie sich jedes Mal mit einem Kuss auf den Grabstein und immer sagte sie ihrem Sohn dazu: „Ich liebe dich. Alles, was du warst. Alles, was du bist. Und alles, was du je sein wirst.“ Zu Karlchens Geburtstag und auch zu seinem Sterbetag treffe sich die Familie zum Kaffeetrinken. Und mit ihren

Kindern – den beiden Nachgeborenen – hat sie von Anfang an immer über Karlchen geredet. Wie schön es mit ihm war. Was er gemacht hat, was er geliebt hat. Auch, wie er gestorben ist und wo er nun ist. Über ihre eigene Trauer.

Geholfen habe auch, dass sie und ihr Mann auf ganz ähnliche Art trauerten. Dass sie ganz ähnliche Rituale entwickelt hätten. Und dass sie beide ihren Schmerz zuließen. So sehr zuließen, dass sie das Gefühl hätten, er ziehe ihnen den Boden unter den Füßen weg. Mit einer Meereswoge vergleicht Caroline Lampe das. Eine Woge, die anbrände und von der sie sich mitreißen lassen müssten. Weil sie dann wüssten, dass sie auch wieder abebbe und dieses ihre einzige Chance sei, erneut sicheren Boden unter den Füßen zu bekommen.

Als sie nun mit Mathilde über deren Hausaufgaben saß und diese plötzlich ganz genau und in allen Details wissen wollte, wie das mit Karlchens Tod gewesen sei, da habe sie zum ersten Mal in den ganzen Jahren alles erzählen können, ohne weinen zu müssen, sagt Caroline Lampe. Das Vermissen und Sehnen, das sei immer noch da. Aber es tue nicht mehr gar so sehr weh. (bnj)

## Erfahrung einer jungen Frau zum Umgang mit Abschied/Trauer

Die meiste Zeit meines bisherigen Lebens habe ich zusammen mit meinen Eltern, meinem Bruder und meinen Großeltern auf deren Bauernhof unter einem Dach gelebt. Als Kinder waren wir oft mit dabei, wenn Opa am Haus



oder auf dem großen Grundstück seine Arbeit tat. Wenn wir ihm geholfen haben, habe ich mir Vieles bei ihm abgeguckt und auch viele praktische Dinge von ihm gelernt.

Obwohl mein Opa gesundheitlich leider schon sehr angeschlagen war, hat er im vergangenen Frühjahr seinen 85. Geburtstag zusammen mit der ganzen Familie gefeiert. Bald danach ist er gestorben. Als es ihm immer schlechter ging, konnte ich zum Glück oft zu Hause sein. Darüber freute nicht nur er sich, sondern es tat auch mir gut. Es war für mich gar nicht so einfach zu sehen, wie mein Opa zunehmend schwächer wurde. Wir alle wussten mit ihm zusammen, dass er bald sterben würde. Da wurden keine großen Worte drüber gemacht.

Wo es mir möglich war, stellte ich in dieser sehr intensiven Zeit andere Dinge zurück. So haben das alle in unserer Familie getan. Und es war zu merken, wie gut das meinem Opa und auch meiner Oma getan hat. Sie kümmerte sich ja die meiste Zeit um ihn.

Er hat sich auf seine Weise scheinbar noch verabschiedet. Nachdem fast alle aus der Familie, die weiter weg wohnen, noch zu ihm zu Besuch gekommen waren, schien er bereit gewesen zu sein, zu gehen. Auch das Abendmahl haben wir alle zusammen noch mit ihm in seinem Schlafzimmer gefeiert. Denn das war ihm und meiner Oma immer ganz wichtig gewesen.

Es beruhigte unsere ganze Familie, dass Opa zu Hause sterben durfte. Dass war auch dadurch möglich, dass die dafür notwendige pflegerische und medizinische Versorgung gewährleistet gewesen war. Diese Unterstützung tat meiner Oma und uns allen gut und entlastete uns sehr.

Mich tröstet in meiner Trauer, dass sich Opas Lebenskreis an dem Ort schließen konnte, an dem er geboren wurde, aufgewachsen ist, gelebt und gewirkt hat. Denn genauso hatte er sich das gewünscht.

(Aglaja Busch)

# Förderer in schwindelnder Höhe

## Erster Bauabschnitt der Stadtkirkensanierung ist vollendet

Das Kreuz der Bückeburger Stadtkirche ist von seinem Korsett aus Gerüsten befreit und der erste Bauabschnitt der Sanierung an der Fassade der Bückeburger Stadtkirche damit vollendet. Für Landesbischof Dr. Karl-Hinrich Manzke war das der Anlass, Förderer und Unterstützer der Sanierung einzuladen, mit ihm große Höhen zu erklimmen.

**D**ass der erste Bauabschnitt nun ausgerechnet in den Sommerferien vollendet wurde, machte die Anzahl derjenigen, die das Projekt unterstützen, etwas geringer. Sowohl die Niedersächsische Bingo-Umweltstiftung als auch die Deutsche Stiftung Denkmal konnten angesichts der Urlaubszeit keine Vertreter schicken. Stattdessen machten sich aber zahlreiche Ratsmitglieder und solche aus dem Bückeburger Kirchenvorstand gemeinsam mit Vertretern der Stadt Bückeburg und dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege auf, Treppe um Treppe auf das Gerüst zu steigen. Erst im oberen Bereich der Kirchenglocke endete der Ausflug.



neue Farbgebung sein. Im ausgehenden 19. Jahrhundert seien dieses aber die Farben der Uhr gewesen. Die Original-Farbgebung aus der Barockzeit lasse sich leider nicht mehr nachvollziehen.

Die damals gesicherte Fassade müsse an diesen Stellen neu untersucht und teilweise wieder gesichert werden.

Interessiert an diesen Erläuterungen in luftiger Höhe waren auch Bückeburgs Bürgermeister Reiner Brombach und Harald Weidenmüller als Vertreter des Präsidenten des Landeskirchenamtes.



Sind diese Rekonstruktions- und Verschönerungsarbeiten eine spannende und auch aufwändige Angelegenheit, so liegen die eigentlichen Herausforderungen der Fassadensanierung doch in anderen Bereichen. „Unser Problem ist das Eisen“, erläuterte

Gleichzeitig genossen sie den weiten Blick aus erhöhter Position über das Land – und das bei strahlend-blauem Himmel. Eine Konsequenz aus diesem Anblick zogen die Herren mit der Anregung, eine Webcam an der Fassade installieren zu lassen. Das werde er sofort als Anregung weitergeben, sagte Manzke. So kann vielleicht der Blick aus oberen Gefilden der Stadtkirche nach der Fertigstellung im Sommer 2015 erhalten bleiben für alle, die sich einfach nur an ihren Computer setzen. (bnj)

Schwarz und Gold – das seien die Farben, in denen die Kirchenglocke gestaltet werde, erläuterte dort der zuständige Architekt Dr. Norbert Bergmann. Für die Bückeburger werde das zwar eine

Bergmann. Insbesondere bei der Sanierung der Kirche in den 1960er Jahren seien beim Eintreiben von Zugankern zur statischen Sicherung der Fassade Fehler gemacht worden. An manchen Stellen

# „Stufen des Lebens“

**Die Bibel ganz anders erleben: Mit „Stufen des Lebens“ – Ein Angebot von P. Cord Wilkening für die Kirchengemeinden.**

„Ob Vertrauen sich lohnt? – Abraham zwischen Angst und Vertrauen“. So heißt der Kurs aus der Reihe „Stufen des Lebens“, den Sie als Kirchengemeinde ab sofort bei mir buchen können. Diese Grundfrage im Leben von Abraham und seiner Frau Sarah beschäftigt uns bis heute: Ob Vertrauen sich lohnt? Die Geschichten von Abraham und seiner Sippe gehören zu den bekanntesten der Bibel. Darin wird klar, dass der Weg des Lebens immer ein Weg der Auseinandersetzung, der Ablösung und des Neuanfangs ist. Wer gibt in diesem Prozess den Ton an, welcher Stimme vertraue ich? Die Lebensthemen von Abraham sind auch heute nach 4000 Jahren noch aktuell: Familienzweist, Eifersucht, mangelndes Selbstwertgefühl, Lebensangst, Kinderlosigkeit, Trennung. Hier verknüpfen sich Abrahams und unsere eigene Lebensgeschichte eng.

Der Kurs umfasst vier in sich abgeschlossenen Einheiten von je zwei Stunden wöchentlich. Die biblischen Geschichten werden mit Hilfe von Bodenbildern entfaltet und erschließen damit einen erweiterten Blickwinkel. Es werden keine Bibelkenntnisse vorausgesetzt, so dass sowohl neu an der Bibel Interessierte als auch Bibelerfahrene an dem Kurs teilnehmen können. Die Durchführung der Kurse ist Bestandteil meiner nebenamtlichen, landeskirchlichen Beauftragung und ich komme gern zu Ihnen in die Kirchengemeinde.

Zur Geschichte von „Stufen des Lebens“: Die Kurse von „Stufen des Lebens“ werden in Der Ev. Landeskirche in Württemberg entwickelt. Der Name verdankt sich der Lebensdeutung, dass jeder Mensch Stufe um Stufe seinen Lebensweg geht. Dabei brechen Fragen nach Lebenssinn und Lebensperspektive auf.



Die Kurse machen den Wert biblischer Lebenserfahrung in diesen Fragen deutlich. Wir werden ermutigt, auf der Grundlage biblischer Texte Glauben und Leben neu in Beziehung zu setzen.

Es gibt inzwischen eine Anzahl von 16 Kursen, mit folgenden schönen Themen:

- Farbe kommt in dein Leben – wie das Leben wieder bunt wird.
- Leben im Gef(!!)echt von Beziehungen – David und Saul.
- Alles hat seine Zeit – Josef.
- Wenn der Wind darüber geht – Mose.
- Quellen, aus denen Leben fließt.
- Durch Krisen reifen – Elia.
- Ein Platz an der Sonne – Geschichten aus dem Neuen Testament.

In den vergangenen zwei Jahren habe ich den ersten Kurs „Farbe kommt in dein Leben“ in verschiedenen Kirchengemeinden durchgeführt. Diesen Kurs biete ich weiterhin an.

Wer Interesse an dem neuen Kurs „Abraham – Ob Vertrauen sich lohnt“ hat, kann ihn im November-Dezember in der Kirchengemeinde Bückeburg oder im Januar-Februar in der Kirchengemeinde Meerbeck miterleben.

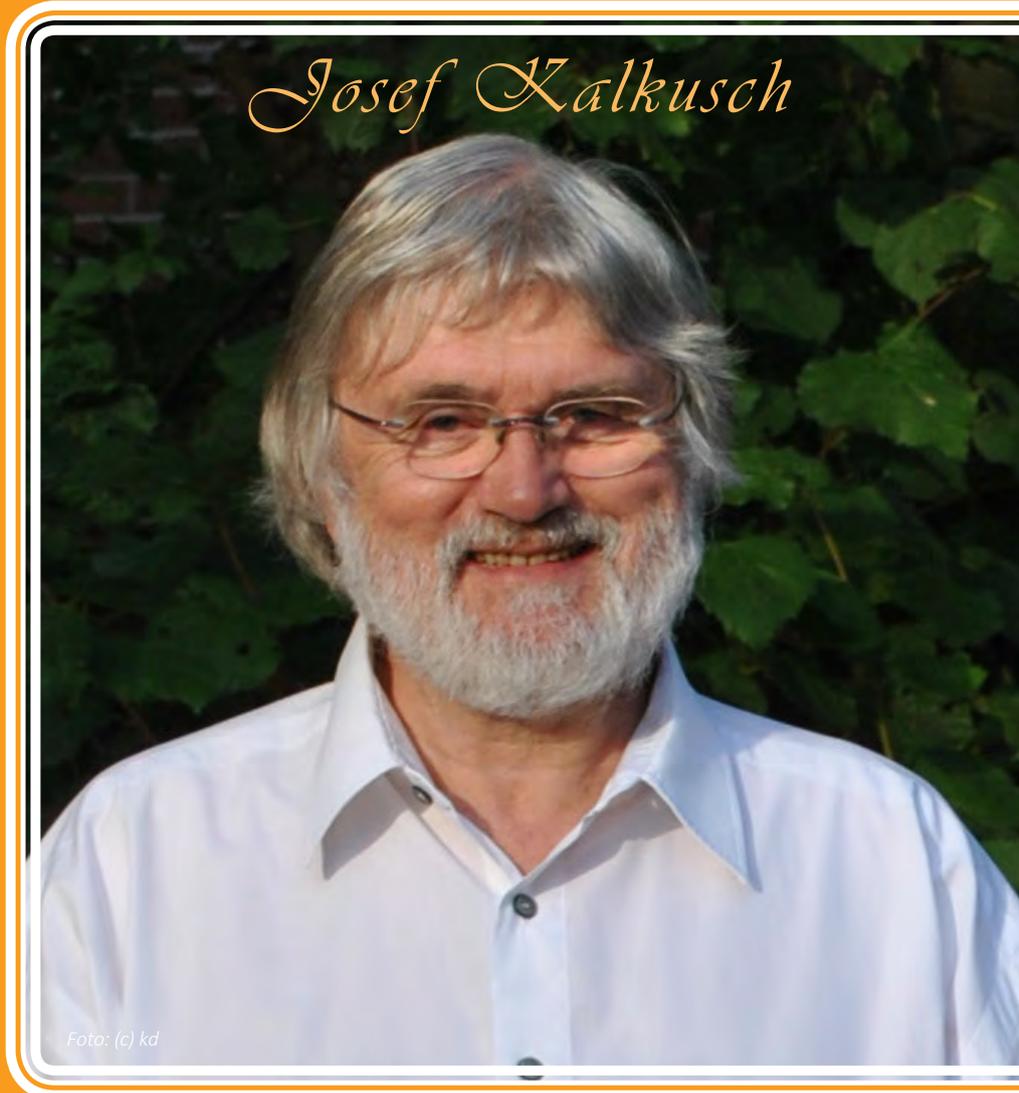
Anfragen gern an mich,  
Tel. 05721-8909090,  
E-Mail: c.wilkening@lksl.de.

*Cord Wilkening*



Wenn eine Persönlichkeit eine Gemeinde, ja eine Landeskirche entscheidend geprägt und mitgestaltet hat, fällt es schwer, sich eine Zeit ohne ihn vorzustellen. Das ist bei Pastor Josef Kalkusch, der mit Ende des Monats September 2014 in den Ruhestand tritt, der Fall. Als ich Ende 2009/Anfang 2010 in die Landeskirche Schaumburg-Lippe kam, war Pastor Josef Kalkusch schon über viele Jahre Pressesprecher der Landeskirche. Und er hat mir einmal anvertraut, dass dieses Amt, in dem man auch dazu berufen ist, das Handeln der Landeskirche nach außen zu erklären und Schaden in der Öffentlichkeit von ihr zu wenden, höchste Ansprüche an den Amtsinhaber stellt.

Pastor Josef Kalkusch hat über viele Jahre das Amt des Pressesprechers der Landeskirche hervorragend ausgefüllt. Es war ihm auf den Leib geschrieben – auch deshalb, weil ihm als Pastor insgesamt daran gelegen war, kirchliches Handeln und die gesellschaftliche Rolle der Kirche in die Öffentlichkeit hinein sympathisch zu vermitteln. Aktionen wie „Pastors Garten“, die Sachsenhäger „Stadtweihnacht“ u. a. stehen für dieses Bemühen von Pastor Josef Kalkusch, mit dem er in der Landeskirche auch damit Maßstäbe gesetzt hat. Dass Pastor Josef Kalkusch diesen Weg einmal nehmen würde, war dabei anfänglich gar nicht unbedingt erkennbar. Hat Pastor Josef Kalkusch doch nach seiner Schulzeit im Kreis Iserlohn, der damals und zurzeit ebenfalls noch nicht zur Landeskirche Schaumburg-Lippe gehört, eine Verwaltungsausbildung bei der Amtsverwaltung Ergste unternommen. Danach erst erwarb er die Hochschulreife und entschloss sich dann, Theologie zu studieren. Mit dem Monat September 1982 wurde er Vikar in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe in Bergkirchen. Er gehört zu den Vikaren, die für einige Monate in der Lutherischen Kirche in Siebenbürgen Dienst getan haben. Mir wurde anlässlich eines Besuchs vor zwei Jahren in Siebenbürgen noch berichtet, dass es einmal einen Pastor aus Schaumburg-Lippe gegeben habe, der der Kirchenleitung zum Abschied ein Schwein geschenkt hat, das dann in einem rauschenden Abschiedsfest



verspeist wurde. So erinnern sich sicher viele an Pastor Josef Kalkuschs mitunter unkonventionelle Ideen und überraschende Aktionen.

Zum 1. Februar 1985 trat er dann die II. Pfarrstelle der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Bergkirchen an – und wechselte zum 1. Juli 1985 nach Sachsenhagen, wo er mit dem Zeitpunkt des Ruhestandes Ende September 2014 beinahe 30 Jahre tätig war. Sachsenhagen war damals noch im Begriff, von der Hanoverschen Landeskirche zur Landeskirche Schaumburg-Lippe im Rahmen einer vertraglichen Vereinbarung zwischen den beiden Landeskirchen übergeben zu werden. Hier ist nicht der Ort, die vielen Initiativen und Begabungen von Pastor Kalkusch in allen Einzelheiten zu entfalten – hier ist auch nicht der Ort, die Höhen und Tiefen eines Pastorenlebens insgesamt zu beschreiben.

Hier möchte ich nur das Wirken von Pastor Josef Kalkusch in seiner Gesamtheit würdigen und für seinen Dienst in

der Landeskirche herzlich **„Danke“** sagen!

Natürlich sind alle, die Pastor Kalkusch nahestehen, noch in tiefer Traurigkeit und gezeichnet von dem Abschied von Frau Astrid Kalkusch vor wenigen Wochen; seit dem 21. März 2002 waren Josef Kalkusch und Astrid Kalkusch als Ehepaar in Sachsenhagen ansässig. Da Pastor Josef Kalkusch in Auhagen im Ruhestand wohnen wird, wird er der Landeskirche Schaumburg-Lippe und ihren Gemeinden sicherlich verbunden bleiben.

Im Namen unserer Landeskirche wünsche ich Josef Kalkusch nach einem sehr intensiven Pfarrerberleben, dass ihm der Übergang in den neuen Lebensabschnitt gut gelingen wird. Auch dazu wünsche ich ihm Gottes Segen.

*Dr. Karl-Hinrich Manzke,  
Landesbischof*



Grafik: © kd

Frauen in der „Mitte des Lebens“ –  
„Die Dienstagsfrauen“  
Jeden ersten Dienstag im Monat  
zwischen 19.00 und 21.00 Uhr  
im Gemeindehaus Petzen

2. Termin: Stadtführung mit dem „Nachtwächter“

Hiermit laden wir herzlich zum zweiten Treffen unseres neu gegründeten Frauenkreises ein: Am Dienstag, den 4. November 2014 um 19.00 h wollen wir uns am Gemeindehaus treffen und in Fahrgemeinschaften auf den Weg nach Bückeburg machen, um uns vom „Nachtwächter“ durch die Stadt führen zu lassen. Der Preis pro Person richtet sich nach Anzahl der Teilnehmerinnen und beträgt max. € 3,-. Im Anschluss wollen wir den Abend in der „Falle“ ausklingen lassen, damit noch Gelegenheit zum Austausch besteht.

Wir bitten um verbindliche Anmeldung bis zum 26. Oktober, gerne auch per Mail unter einer der unten angegebenen Adressen.

Unser Kreis ist offen für Frauen, die gemeinsam „über Gott und die Welt nachdenken“ wollen. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession spielt dabei keine Rolle.

**Das Vorbereitungsteam**

Kontakte (Tel.: 05722-):  
Simone Hutter-Meier (Tel.: 24060)  
E-Mail: meier-bbg-nordholz@t-online.de  
Annette Lichtenberg (Tel.: 24799)  
E-Mail: Lichtenberg.Mail@t-online.de

Ev.-Luth. Kirchengemeinde Petzen  
Pastor-Mensching-Weg 8  
31675 Bückeburg

**BEFREIT UND AUFRECHT LEBEN**

Einladung zu einer erfahrungsbezogenen Bibelarbeit zur Heilung der gekrümmten Frau (Lukas 13, 10-17).

**Termin: Samstag, 6. Dezember 2014, Zeit: 14.30-18 Uhr**

Ort: Gemeindehaus Probsthagen  
Leitung: Pastorin Anne Riemenschneider (Tel.: 05721-4094), Bibliodramaleiterin Evelin Frank (Tel.: 05722-25761)  
Anmeldung erbeten!



**Benefizkonzert am 15.11.14**

zugunsten des Kinderhilfswerks ICH – International children help e. V. in der Kirche zu Probsthagen.

Einlass: 16:00 Uhr  
Beginn: 17:00 Uhr

**Der Eintritt ist frei!**  
(Spenden erbeten)



www.walter-scholz.de



**Festlicher Bläsergottesdienst**

Zu einem besonderen Gottesdienst lädt die Kirchengemeinde Steinhude und der Posaunenchor Steinhuder Meer-Großenheidorn am Sonntag, den 2. November 2014 in die Petruskirche ein!

Am 31.10. und am 01.11.2014 findet bei der Kirchengemeinde Großenheidorn ein Blechbläserworkshop für alle Bläserinnen und Bläser der Schaumburg Lippischen Posaunenchöre statt, zu dem der Posaunenchor Steinhuder Meer-Großenheidorn herzlich einlädt. Als Dozenten konnte dafür das professionelle Ensemble Harmonic Brass aus München gewonnen werden. Der Workshop endet für die Teilnehmer mit der musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes und einer anschließenden 20-minütigen Matinee. Die musikalische Leitung des Gottesdienstes und der Matinee obliegt den Mitgliedern von Harmonic Brass, die es sich sicher nicht nehmen lassen werden, nach ihrem Konzert am Donnerstag auch an dem Sonntag nochmal ein Stück vorzutragen! Der Gottesdienst wird vom Landesbischof der Schaumburg-Lippischen-Landeskirche, Dr. Manzke, gehalten. Der Gottesdienst beginnt an diesem Sonntag ausnahmsweise erst um 10:30 Uhr! Sie dürfen sich auf diesen besonderen Gottesdienst mit festlicher Bläsermusik freuen!

## Den Himmel auf die Erde bringen

### Engelgottesdienst in Winzlar

Zu einem musikalischen Gottesdienst mit einem der bekanntesten deutschen christlichen Liedermacher und Pastor Fritz Baltruweit lädt die Kapellengemeinde Winzlar am

**Sonntag, den 19.10.**

**um 10.00 Uhr**

**in die historische Fachwerk-Kapelle nach Winzlar ein.**

Die himmlischen Harfenmusiken, Engellieder und -geschichten machen erlebbar: Engel verbinden Himmel und Erde, lassen etwas von Gottes Welt durchscheinen. Manchmal leihen sie uns ihre Flügel – und wir entdecken in uns ungeahnte Möglichkeiten. Engel schützen, begleiten und leiten uns und zeigen: Gott ist immer bei uns, auch wenn wir das manchmal gar nicht merken.

Durch das Programm führt Fritz Baltruweit, der die Geschichten erzählt, die Lieder singt und den Gemeindegang anleitet. Bekannt ist der Hildesheimer von Kirchentagen, aus Rundfunk- und Fernsehsendungen und als Verfasser einiger Lieder im Evangelischen Gesangbuch. Sein Lied „Gott gab uns Atem“ wurde auch in das katholische Gesangbuch „Gotteslob“ aufgenommen. Als Studieninspektor des Predigerseminars Loccum hat er in den neunziger Jahren oft Gottesdienste in Winzlar zusammen mit der Gemeinde gefeiert. Mit ihm zusammen kommt mehrfache Preisträgerin Konstanze Kuß aus Paderborn, die mit ihrer Harfe und ihrer Whistle-Flöte zum Innehalten einlädt und mit ihren Klängen den Himmel auf die Erde bringt.



Deutscher Evangelischer  
Kirchentag Stuttgart  
3. – 7. Juni 2015



**damit wir klug werden**

(Psalm 90,12)

**JETZT ANMELDEN!**

Servicenummer (0711) 699 49 100 kirchentag.de

## Kirchentag in Stuttgart

Im Jahr **2015** findet der Kirchentag in Stuttgart statt.

Pastor Hinz und Pastor Hoth wollen für die Landeskirche eine Gruppenteilnahme organisieren und begleiten (inklusive Vorbereitung).

Die Teilnahmekosten, soweit sie jetzt schon feststehen, belaufen sich auf:

Dauerkarte Erwachsene 98,- Euro (ermäßigt für Jugendliche bis 25 Jahre, Studierende und Behinderte 54,- Euro), Gemeinschafts- oder Privatquartier 21,- Euro, Fahrt mit dem Sonderzug 110,- Euro (kann je nach Gruppengröße aber günstiger werden!)

*Die Anmeldephase hat gerade begonnen. Je eher desto größer sind die Chancen für ein angenehmes Quartier. Über schnelle Rückmeldungen würden wir uns freuen.*

Kontakt:

Pastor Jan Peter Hoth, Landeskirchenamt,  
Herderstr. 27, 31675 Bückeburg, Tel.: 05722-960 235;  
E-Mail: j.p.hoth@lksl.de

## Taizéandacht

Letzter Sonntag im Monat  
19 Uhr  
in Probsthagen

26.10.14, 30.11.14, 28.12.14 Kirche  
25.01.15, 22.02.15, 29.03.15 Gemein-  
dehaus

Ruhige Atmosphäre, mit Kerzenlicht  
illuminierter Gottesdienstraum,  
meditative Lieder, Möglichkeit zur per-  
sönlichen Segnung, kurze Texte und  
Stille laden ein, die Gegenwart Gottes  
zu erfahren.



**8. November** feiert die Landeskirche ihr erstes Mitarbeiterfest. Alle, die ehren- und hauptamtlich in unserer Kirche tätig sind, Zeit, Kraft und Fantasie investieren, sind zu einem großen Fest in der **Festhalle Stadthagen** eingeladen. Beginn ist um 18.00 Uhr.



**Highlights in Brass – Harmonic Brass  
München zu Gast in Steinhude**

„Musik ist in vielerlei Hinsicht ein Phänomen. Nur ein Takt, nur wenige Akkorde können reichen, um eine Erinnerung auszulösen oder einen ganzen inneren Film ablaufen zu lassen. Mit dem brandneuen Programm „Highlights in Brass“ präsentiert Harmonic Brass die schönsten und faszinierendsten Werke, die die Literatur zu bieten hat und lässt den Zuhörer gleichzeitig in Erinnerungen schweigen: Händels Overtüre zu seiner Feuerwerksmusik bildet den festlich-feurigen Auftakt für ein Programm der Superlative. Bachs g-moll-Fuge, ein beseeltes Nessun doma von Puccini, Astor Piazzollas Klassiker Libertango, ein in die Beine gehendes Tico Tico ... alles von Chefarrangeur Hans Zellner in wohlthuende Töne gepackt mit strahlenden Sound und stupender Perfektion dargeboten. Highlights in Brass: Ein Programm, das die Zuhörer glücklich machen wird!“

Zu diesem **Konzert der Extraklasse** lädt der Posaunenchor Steinhuder Meer – Großenheidorn am Donnerstag, den **30. Oktober 2014 um 19:30h** in die Steinhuder Petruskirche ein!

Karten sind ab sofort erhältlich in den Pfarrämtern Großenheidorn, Klosterstr. 22 (05033-5230) und Steinhude, Am Anger 11 (05033-1526) im Vorverkauf zu 17 € (13 € ermäßigt) erhältlich! Telefonische Reservierung ist unter den Rufnummern 0163-1683854 und 05033-8836 möglich!

**MUSIKTERMINE**

**Stadtkirche Bückeberg  
Musikalische Veranstaltungen**

**Sonntag, 26. Oktober 16.00 Uhr,**  
„Cellokonzert“  
mit dem Barockcellisten Ludwig Frankmar, Berlin. Eintritt 10,- / 8,- Euro

**Sonnabend, 1. November 11.00 Uhr,**  
„Chormusik zur Einkehr“  
Kammerchor „JPS“  
Leitung: Kantor Siebelt Meier  
Der Eintritt ist frei!

**Sonntag, 23. November 16.00 Uhr,**  
Wolfgang Amadeus Mozart „Requiem“  
für Soli, Chor und Orchester  
Leitung: Kantor Siebelt Meier  
Eintritt: 20,- / 15,- / 10,- Euro

**Sonntag, 30. November 16.00 Uhr,**  
„Festliche Adventsmusik“  
Zum Hören und Mitsingen  
mit dem Bückeberger Posaunenchor  
Leitung: Kantor Siebelt Meier  
Der Eintritt ist frei!

**Sonnabend, 6. Dezember 11.00 Uhr,**  
„Orgel & Oboe“  
Oboe: Ulrike Köhler Orgel: Siebelt Meier  
Der Eintritt ist frei!

**Sonnabend, 6. Dezember 16.00 Uhr,**  
„Weihnachtskonzert“  
mit dem „Schaumburger Jugendchor“

**Sonntag, 14. Dezember 17.00 Uhr,**  
„Weihnachtskonzert“  
mit dem Gospelchor „Rhythm´ of Life“

**Mittwoch, 17. Dezember 20.00 Uhr,**  
„Weihnachtskonzert“  
mit den „Schaumburger Märchensängern“

**Freitag, 26. Dezember 17.00 Uhr,**  
„Festgottesdienst“ mit der 5. Kantate aus dem Weihnachtsoratorium von J.S.Bach  
Kantorei der Stadtkirche und  
„Schaumburger Märchensänger“  
Barockorchester „L'Arco“ und Solisten

**MUSIKTERMINE**

**St. Martini-Kirche Stadthagen  
Musikalische Veranstaltungen**

**Sonntag, 12. Oktober, 17 Uhr**  
Felix Mendelssohn Bartholdy: „Elias“  
Oratorium nach Worten des Alten Testaments op. 70. Karola Pavone, Dorotea Pavone, Sofia Pavone, Markus Schäfer, Manfred Bittner, St. Martini-Kantorei und Vokalensemble Stadthagen. Orchester L'arco Hannover auf klassischen Instrumenten  
Leitung: Christian Richter  
Karten für die nummerierten Plätze im i-Punkt und an der Abendkasse

**Freitag, 31. Oktober, 19 Uhr**  
Konzert zum Reformationsfest  
Werke von Hassler, Bach, Mendelssohn u.a. Streichquartett „Die Goldene Tafel“

**Samstag, 08. November, 16 Uhr**  
Herbstkonzert  
St. Martini Brass Band und Sinfonisches Blasorchester Schaumburg

**Sonntag, 23. November, 17 Uhr**  
Orgelkonzert zum Ewigkeitssonntag  
An der Kern-Orgel: Christian Richter  
Lesungen: Dr. Klaus Pönnighaus

**Sonntag, 30. November, 17 Uhr**  
Offenes Singen zum Advent  
mit Bläsern und Orgel  
Leitung: Christian Richter

**Schloß Baum**

Tel.: 05702/791 [www.ejw-shg.de](http://www.ejw-shg.de)

**Sonntag, 19.10.2014 | 18 Uhr**  
Lars Strömer Jazz

**Sonntag, 09.11.2014 | 18 Uhr**  
Akkordeonweltreise  
Ulrike Dangendorf

**Montag, 15.12.2014 | 19 Uhr**  
Julvisor  
Skandinavische  
Winter- und Weihnachtsklänge

## KIRCHSPIEL ALTENHAGEN-HAGENBURG

**Taufen:** Lara Meuter, Matthis Klahr (in Steinhude), Marcel Insingder, Magnus Lietzau, Ole Lietzau, Carmelo Schmidtke.

**Trauungen:** Philipp und Marijke Wassmann, geb. Kratzert (aus Spenge); Marc-Philipp und Christin Drewes, geb. Rust; Klaus-Dieter und Petra Jahn, geb. Barkhoff; Christian und Justina Pape, geb. Brahm (aus Essen).

**Beerdigungen:** Renate Westerkowsky, geb. Specht, 78 Jahre; Wolfgang Fabritz, 54 Jahre; Gertrud Heidrich, geb. Banz, 89 Jahre; Margret Schuster-Hasemann, geb. Struckmann, 77 Jahre.

## KIRCHSPIEL BAD EISEN

**Taufen:** Jannis Pohl, Jonte Elian Pohl, Lilli Decker, Nadine Dietrich, Lea Dietrich, Janic Dietrich, Philina Schütt.

**Beerdigungen:** Wilhelm Wömpner, 87 Jahre; Ursula Kassebaum, geb. Wesing, 92 Jahre; Paul Ratschkowski, 93 Jahre; Rolf König, 79 Jahre; Anneliese Sander, geb. Köster, 85 Jahre; Lina Buhr, geb. Mevert, 88 Jahre.

## KIRCHSPIEL BERGKIRCHEN

**Taufen:** Jannis Müller, Bergkirchen; Mick Kai-ries, Wölpinghausen; Kimi Haakon Schwidlinski, Auhagen.

**Trauung:** Andreas Julius Madle und Eva Marie, geb. Brzoska aus Söhlde.

**Beerdigungen:** Helmut Sölter, Wölpinghausen, 61 Jahre; Herbert Lampe, Bergkirchen, 75 Jahre; Eike Hock geb. Radzonath, Oestrich-Winkel, 66 Jahre; Friedhelm Garberding, Dudinghausen, 83 Jahre; Rudolf Hogrefe, Winzlar, 78 Jahre; Helmut Gärtner, Winzlar, 75 Jahre; Helmut Sölter, Dassel/Wölpinghausen, 75 Jahre; Andreas Wallbaum, Auhagen, 52 Jahre.

## KIRCHSPIEL BÜCKEBURG

**Taufen:** Philipp Stobbe, Tilda Lämmle, Emma Büttner, Nathan Büttner, Fiona Heinzl, Mara Seidel, Colin Schmale, Zoey Pawelczyk, Maximilian Wannagat, Louis Wannagat, Joshua Everding, Layla Stange, Lotta Marie Müller, Lou Melia Kolb.

**Trauungen:** Andreas Braun und Ella, geb. Abermet; Andrej Stobbe und Jessica, geb. Maggio; Erich und Dagmar Lemke; Benjamin Prösler und Sarah, geb. Becker; Matthias Heinke und Katharina, geb. Lego; Aykut Bozkurt und Vanessa, geb. Thomaczewski; Manfred Schulz und Martina Born; Ian Bond und Janka, geb. Wolski; Michael Borne-mann und Sandra, geb. Pirnke.

**Beerdigungen:** Frieda Wömpner, geb. Möller, 89 Jahre; Renate Michel, geb. Hormann, 66 Jahre; Alfred Arbeiter, 60 Jahre; Reinhard Baxmann, 72 Jahre; Margarete Wilkening, geb. Pöhler, 86 Jahre; Maria Wolf, geb. Dein, 92 Jahre; Agens Böhning, geb. Schiller, 93 Jahre; Martina Thielker, 90 Jahre Wilfried Harting, 70 Jahre; Günther Brüning, 78 Jahre; Erna Schwiering, geb. Lahmann, 93 Jahre; Waldemar Eisner, 64 Jahre; Wolfgang Brocks, 76 Jahre; Annemarie Jan, geb. Rautenberg, 65 Jahre; Horst Franke, 79 Jahre.

## GROSSENHEIDORN

**Taufen:** Tia Brunner, Maximilian Hochhaus, Leif Ebel.

**Trauungen:** Anne-Friederike Santen-Schmidt und Andreas Schmidt; Jendrik Battermann und Franziska, geb. Meyer; Dennis Martens und Anne-Marie, geb. Behling. Segnung einer Partnerschaft Henning Langrehr und Markus Jurisch.

**Beerdigungen:** Klara Schwanz, geb. Stritzke, 94 Jahre; Arno Lützelberger, 75 Jahre; Waltraud Knoke, geb. Nölke, 68 Jahre; Benjamin Battermann, 31 Jahre; Ilse Haubenreisser, geb. Mensching, 99



Foto: (c) kd

Jahre; Herbert Weide, 86 Jahre; Wilhelm Thiele, 85 Jahre; Marga Bultmann, geb. Wilhelms, 83 Jahre; Jürgen Besser, 77 Jahre; Gerhard Aleth, 83 Jahre; Frank Knoke, 47 Jahre.

## KIRCHSPIEL HEUERSEN

**Taufen:** Linus Schütte, Alyna und Joleen Spier, Thessa-Sofie Lüken.

**Beerdigungen:** Anna Hegerhorst, 91 Jahre; Heinrich Ahnefeld, 93 Jahre, Karoline Herde, 76 Jahre.

## KIRCHSPIEL FRILLE

**Taufen:** Mia Büttner, Lotte Jahn, Luise Volkening, Mik Heumann, Leo Pat Finnen, Mia Marleen Beyer.

**Trauungen:** Heinrich und Nelly Wall, geb. Klatt; Sönke und Andrea Lorenzen, geb. Bulmahn; Florian und Mandy Meihaus, geb. Maynert;

Alexander und Nina Hirschmann, geb. Richter. Goldene Hochzeit: Friedrich und Marlis Spannuth, geb. Fehring.

**Beerdigungen:** Gertrud Rubin, geb. Borchert, 86 Jahre; Kurt Denker, 86 Jahre; Ilse Stahlhut, geb. Hecker, 85 Jahre; Gerd Wilkening, 64 Jahre; Elfriede Dammeler, geb. Jacke, 86 Jahre; Hans-Joachim Haase, 82 Jahre; Helga Ostermeier, geb. Kolatka, 81 Jahre; Wilma Hölte, König, 91 Jahre; Lina Busse, geb. Wickert, 91 Jahre; Luise Schack, geb. Meisolle, 90 Jahre; Günter Brandt, 64 Jahre; Luise Morzinietz, geb. Westphal, 88 Jahre; Wilhelm Kellermeier, 75 Jahre.

## KIRCHSPIEL LAUENHAGEN

**Taufe:** Antonia Bremer, Lüdersfeld.

**Trauung:** Andreas Weiche u. Anne Christine, geb. Wilkening, Lauenhagen.

**Goldene Hochzeiten:** Helmut Ebbighausen u. Marieanne, geb. Bock, Lauenhagen; Bruno Bloch u. Rosemarie, geb. Böse, Lauenhagen.

**Beerdigungen:** Joachim Gümmer, Stadthagen, 45 Jahre; Friedel Korte, Lauenhagen, 72 Jahre.

## KIRCHSPIEL LINDHORST

**Taufen:** Josefin Rose Engelmann, Lindhorst; Mira Josefin Schirmer, Lindhorst; Taylor Wegner, Lindhorst; Malin Wegner, Lindhorst; Amelie Meier, Apelern; Lina Lupita Brand, Wunstorf; Anna Hupe, Suthfeld; Maira Sophie Blume, Osnabrück; Jan Oscar Chlupka, Lindhorst; Lars Ludewig, Lindhorst.

**Trauungen:** Christian und Sabrina Schirmer, geb. Krause, Lindhorst; Sascha und Annemarie Arlitt, geb. Schuszter, Luhden; Stephan und Stephanie Werminghaus, geb. Lehmacher, Sankt Augustin.

Goldene Hochzeit: Ernst und Lina Schäfer, geb. Everding, Lindhorst.

**Beerdigungen:** Bernd Peters, 63 Jahre; Heinz Ludwig Kauke, 71 Jahre; Klaus Dieter Timm, 66 Jahre; Karin Pörtge, geb. Tecklenburg, 61 Jahre; Helmut Kerkmann, 65 Jahre; Wilhelm, Hattendorf, 79 Jahre.

## KIRCHSPIEL MEERBECK

**Taufen:** Noah Julian Benke, Mika Fynn Scherf, Jonas Franke, Philipp Schneider, Ocke Ballosch, Mateo Mauruschat.

**Trauungen:** Christian und Julia Voetter, geb. Heimann; Timo und Kira Kauke, geb. Weihmann; Frank und Jessica Ahnefeld, geb. Lieser; Hendrik und Jennifer Wiebking, geb. Etterich; Patrick und Juliane Hennig, geb. Pusch; Christian Janik und Michaela Vogt; Martin und Kristina Kaierleber, geb. Kwast; Mathias und Stephanie Gehrke, geb. Weber-Nordmeyer.

Goldene Hochzeit: Arno und Christel Erdmann.

Diamantene Hochzeit: Willy und Ursel Dettmer.

**Beerdigungen:** Elisabeth List, geb. Heine, 88 Jahre; Karoline Kohl, geb. Volkening, 94 Jahre;

Friedrich Fasing, 83 Jahre; Elfriede Hering, geb. Dralle, 81 Jahre; Walter Schöttelndreier, 79 Jahre; Marie Rensmann, geb. Wilkening, 88 Jahre; Emma Gaier, geb. Buchmiller, 76 Jahre; Kurt Döring, 87 Jahre; Karoline Tsochner, geb. Mestwarp, 86 Jahre; Friedrich Mensching, 81 Jahre; Wilhelmine Fischer, geb. Bödeker, 88 Jahre.

## KIRCHSPIEL MEINSEN

**Taufen:** Mia Böhne, Meinsen; Arved Alexander Radke, Aurich; Mara-Lea Tolkien, Rusbend; Zoe Krenz, Rusbend; Tim Andrei, Rusbend.

**Trauungen:** Jens Forster und Sabine Fischer, geb. Alves, Warber; Hendrik Runge und Inka, geb. Fiedler, Meinsen; Martin Schenkendorf-Freymüller und Ruth Freymüller, Meinsen; Dennis Gottschalk und Carola, geb. Heinke, Thalwil, Schweiz; Henning Gindel und Franka, geb. Henning, Düsseldorf.

**Goldene Hochzeiten:** Manfred Fette und Elke, geb. Meißner, Bückeberg-Rusbend; Gerhard Kuhlmann und Renate, geb. Müller, Bückeberg-Meinsen; Peter Baumann und Dagmar, geb. Pein, Bückeberg-Meinsen.

**Beerdigungen:** Bernd Kellner, 69 Jahre, Bückeberg-Scheie; Emilias Könnecke, 3 Wochen, Rusbend; Waltraut Martins, 88 Jahre, Meinsen; Werner Nier, kath., 75 Jahre, Scheie; Maria Neudecker, kath., 83 Jahre, Meinsen; Inge Wittenberg, 67 Jahre, Warber; Ute Tapper, 75 Jahre, Warber.

## KIRCHSPIEL PETZEN

**Taufen:** Nick Neuberger, Petzen; Leon Neuberger, Petzen; Danny Wacker, Röcke; Sebastian Henke, Röcke; Karolina-Sophie Leukert, Berenbusch; Maximilian Leukert, Berenbusch; Tabea Senders, Evesen; Ida-Marie Gerling, Petzen; Jule Davidovic, Röcke.

**Trauungen:** Jan Wittemeier und Linda, geb. Hansing, Minden; Tobias Wirtz und Yvonne, geb. Kögler, Bückeberg; Sebastian Henke und Colleen-Georgina, geb. Skipper, Röcke; Andreas Bövers und Alexandra, geb. Heitmann, Minden.

### Gottesdienst anlässlich Eheschließung:

Franz Prauser und Jannette, geb. Wolf, Evesen.

**Goldene Hochzeiten:** Herbert Führung und Margareta, Evesen; Gerhard Möller und Adelheid, geb. Rodenberg, Berenbusch.

**Diamantene Hochzeiten:** Manfred Fißner und Christa, geb. Kühnast, Petzen; Günter Vogt und Ruth, geb. Willner, Röcke; Gerhard Hitzemann und Hanna, geb. Schmidt, Petzen.

### Eiserne Hochzeit:

Fritz Büscher und Hilde, geb. Sassenberg, Röcke.

**Beerdigungen:** Karoline Graupner, geb. Stahlhut, 91 Jahre, Röcke; Lore Vogt, geb. Blaume, 86 Jahre, Obernkirchen; Ilse Melzer, geb. Dürrkopf, 87 Jahre, Minden; Erika Ebeling, geb. Spornol, 74 Jahre, Röcke; Helmut Sander, 80 Jahre, Röcke; Peter Franke, 59 Jahre, Röcke; Matthias Everding, 52 Jahre, Röcke.

## KIRCHSPIEL POLLHAGEN

**Taufen:** Nils Nebeling und Stefanie, geb. Hillemann, Hesse; Stefan Paul und Carolin, geb. Hirschfeld, Pollhagen.

**Beerdigungen:** Karoline Deltmer, geb. Hitzemann, Pollhagen 91 Jahre; Werner Arndt, Pollhagen, 80 Jahre; Wilhelmine Wilharm, geb. Mensching, Pollhagen 83 Jahre.

## KIRCHSPIEL PROBSTHAGEN

**Taufen:** Antonia Bremer, Niedernholz; Karla Fahlbusch, Hannover; Joshua Malik, Probsthagen; Mika Heine, Lüdersfeld; Mats Kalle Schirmer, Lüdersfeld; Charlotte-Maria Hahn, Wittmund.

**Trauungen:** Robert und Cathrin Kröttsch, geb. Schiebold, Stadthagen; Hendrik und Jennifer



Foto: (c) kd

Wiebking, geb. Etterich, Vornhagen; Christian und Maren Kohlmeier, geb. Roy, Lauenhagen; Sebastian und Anneke Struck, geb. Hasemann, Hannover.

## KIRCHSPIEL SACHSENHAGEN

**Taufen:** Jannick Battermann, Auhagen; Alessandro Canistro, Sachsenhagen; Emilia Klomdsorff, Auhagen; Xenia Ruhland, Sachsenhagen; Luca Ruhland, Sachsenhagen; Lisa Hesterberg, Sachsenhagen.

**Trauungen:** Robert und Denise Schliebs, geb. Rosbach, Sachsenhagen; Sören und Janine Kiepe, geb. Kralisch, Bergkirchen; Thomas und Sarah Gornig, geb. Wilke, Wunstorf-Idensen.

**Eiserne Hochzeit:** Paul und Marie Malucha, geb. Lohmann, Sachsenhagen.

**Beerdigungen:** Theo Hankel, Wölpinghausen, 73 Jahre; Edeltraud Härter, Sachsenhagen, 90 Jahre; Christiane Brösche, Sachsenhagen, 82 Jahre; Astrid Kalkusch, Auhagen, 49 Jahre; Irmgard Wischhöfer, Auhagen, 87 Jahre; Andreas Wallbaum, Auhagen, 52 Jahre.

## KIRCHSPIEL SÜLBECK

**Taufen:** Marie Meyer, Liekwegen, Liliana Nora Melody Schwarze, Stadthagen, Alexia Scharamonow, Sülbeck, Lielle Anderten, Stadthagen, Anna-Maria Wenn, Sülbeck.

**Trauungen:** Heiko Völkening und Bettina Röß Meinefeld; Nils-Frederick Strack und Anne-Katrin Meyer, Löhne.

**Diamantene Hochzeit:** Richard und Frieda Meyer, geb. David, Sülbeck.

**Beerdigungen:** Irene Grundmeier, 79 Jahre, Nienstädt, Reinhard Schmidt, 74 Jahre, Liekwegen, Marta Sickmann, 79 Jahre, Liekwegen, Manfred Heumann, 75 Jahre, Liekwegen, Willi Wehling, 81 Jahre, Sülbeck, Ursula Korf, 80 Jahre, Obernkirchen, Helga Aldag, 80 Jahre, Sülbeck, Christiane Ebel, 46 Jahre, Sülbeck.

## KIRCHSPIEL STADTHAGEN

**Taufen:** Mina Liselotte Büsking, Joesy Mia Worthingmann, Rainer Reinholdt, Mia Sophie Körber, Fabio Strauß, Marlene Kornek, Amy Clare, Liam Alexander Norra.

**Trauungen:** Robert Kröttsch und Cathrin geb. Schiebold, Obernkirchen; Robin Hille und Christine geb. Eckhoff, Obernkirchen; Alex Folomeshin und Natalja geb. Weis, Bad Nenndorf; Thomas Wecke und Annika geb. Grunewald, Gelnhausen; Henning Bruns und Svenja geb. Paul, Stadthagen; Rafael Zychma und Annika geb. Dreißig, Fischbeck.

**Goldene Hochzeit:** Dietmar Skoetz und Edeltraud, geb. Siegel.

**Diamantene Hochzeit:** Wilhelm Bruns und Rosemarie, geb. Fahlbusch; Egon Grodd und Ingrid geb. Brandt.

**Beerdigungen:** Burkhard Fröhlich, 73 Jahre; Werner Springer, 91 Jahre; Marie Aumann geb. Rösemeier, 95 Jahre; Alma Reumke geb. Vogt, 92 Jahre; Manfred Täubert, Kirchlinteln, 85 Jahre; Ingrid Heege geb. Lühr, 89 Jahre; Erna Kramer geb. Klitz, 90 Jahre; Alfred Knippel, 80 Jahre; Wilhelm Dercho, 82 Jahre; Caroline Schmiedhäuser geb. Pape, 93 Jahre; Dieter Plüschke, 77 Jahre; Niklas Münchow, Hamburg, 21 Jahre; Richard Wunderlich, 80 Jahre; Werner Gnas, 66 Jahre; Lothar Ost, 68 Jahre; Ursula Selsemeier geb. Lücking, 80 Jahre; Hans Peter Unger, Minden, 74 Jahre; Erika Bresche geb. Schwarzin, 72 Jahre; Friedrich Möller, 91 Jahre; Marlene Nitsch geb. Meuter, 89 Jahre; Detlef Brandt, 47 Jahre; Ursula Altenburg geb. Krueger, 100 Jahre; Marie Dreier geb. Steege, 76 Jahre; Barbara Hartmann geb. Fischer, 82 Jahre; Eva Ristau geb. Bartsch, 74 Jahre; Heinrich Ahnefeld, 93 Jahre; Nina Buraub geb. Birt, 82 Jahre; Lieselotte Hemker geb. Richter,

97 Jahre; Anneliese Wittenberg geb. Schwob, 80 Jahre; Hans Heinrich Eckmann, 86 Jahre; Karoline Herde geb. Schmidt, 76 Jahre; Erna Dohmeier geb. Branahl, 87 Jahre; Helge Kursawe, 41 Jahre; Christa Senne geb. Meier, 80 Jahre.

## KIRCHSPIEL STEINBERGEN

**Taufen:** Damian Urlacher, Steinbergen; Benett Henri Lücke, Engern; Jeffrey Meier, Lomma, Schweden; Jake Meier, Lomma, Schweden; Mirabella Karg, Engern; Jannik-Maximilian Neermann, Steinbergen; Mila Sophie Wegener, Buchholz.

**Trauungen:** Alexandra und Sergej Gilung, Ahe; Ina und Dennis Karg, Engern.

**Beerdigungen:** Christel Tibor, Steinbergen, 87 Jahre; Siegmund Köppel, Engern, 83 Jahre; Helma Olschewski, Ahe, 72 Jahre; Lotte Neubert, Steinbergen, 88 Jahre; Leo Huff, Steinbergen, 84 Jahre; Willi Wallenstein, Steinbergen, 78 Jahre; Doris Dimke, Engern, 68 Jahre; Marie Schröder, Engern, 93 Jahre; Karin Zerst, Engern, 65 Jahre; Sieglinde Drewes, Steinbergen, 68 Jahre.

## KIRCHSPIEL STEIHUDE

**Taufen:** Kian Thiemann, Steinhude; Matthis Klahr, Hagenburg; Jette Marlene Durchholz, Steinhude; Thore Feldmeyer, Steinhude; Linda Luisa Herbst, Wolfsburg; Rodrigo Axel Francis Horst, Horn-Bad Meinberg; David Pickert, Steinhude; Manuel Leon Rump, Steinhude; Mika Levin Rump, Steinhude; Mio Stockmann, Steinhude; Djenika Mercilia Joissaint Moldenhauer, Steinhude; Lenya Johanna Dorow, Steinhude.

**Trauungen:** Teresa, geb. Lange und Sascha Klanthe, Hannover; Frederike Buhse und Hinnerk Friedrich Röber, Frankfurt; Melanie Horsch und Thorben Seehausen, Hannover.

**Goldene Hochzeiten:** Roswitha, geb. Küppers und Alfred Schubert; Erika, geb. Witte und Friedrich Lange. Irmtraud, geb. Rusche und Dieter Wesemann.

**Beerdigungen:** Bernhard Schepers, 63 Jahre; Renate Battermann, geb. Kerkmann, 70 Jahre; Harri Wahrmann, 88 Jahre; Susanne Paul, 56 Jahre; Else Büsselberg, 97 Jahre; Erwin Giesler, 71 Jahre; Christa Röhrkasten, geb. Ermert, 76 Jahre.

## KIRCHSPIEL WENDTHAGEN

**Taufen:** Mathis und Lorenz Winkler, Wendthagen; Michél Viertel, Probsthagen; Theo Molthahn, Wendthagen.

**Beerdigungen:** Wilhelm Böse, Wendthagen, 85 Jahre; Marianne Karlheim, geb. Heinicke, Wendthagen, 100 Jahre; Eckhard Bachmann Wendthagen, 69 Jahre; Lotte Ernsting, geb. Hertrich, Wendthagen, 85 Jahre; Willi Stolte, Hörkamp-Langenbruch, 70 Jahre.



Foto: (c) kd

AM ANFANG  
WAR DAS WORT



LUTHER  
2017  
500 JAHRE  
REFORMATION

### Hospiz-Veranstaltungen:

Oktober:

Samstag, 25.10.2014, 10-18 Uhr ein Seminar mit Stefan Brand im Martin-Luther-Haus zum Thema: „Heilsame Wege“. Herzlich willkommen!

November:

Montag, der 17.11.2014, 19-21.15 Uhr mit unserer Kranken-hausseelsorgerin Frau Elisabeth Garner-Liska und Marianne Bundrock das Thema: „Trauer in der Begleitung Sterbender“ im Ludwig-Harms-Haus Bergkirchen. Es sind keine Vorkenntnisse erforderlich und bringt vertiefende und einführende Themen uns nahe.

Bei Rückfragen bitte im Pfarramt Bergkirchen bei Pastor Reinhard Zoske (Tel.: 05037 - 23 87) melden.



„Wenn du bei Nacht den Himmel anschaust,  
wird es dir sein,  
als lachten alle Sterne,  
weil ich auf einem von ihnen wohne,  
weil ich auf einem von ihnen lache.  
Du allein wirst Sterne haben,  
die lachen können!“  
Antoine de Saint-Exupéry (Der kleine Prinz)

